Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **35 (1953)**

Heft 24

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 12. Juni 1953 — Erscheint jeden Freitag — 35. Jahrgang Nr. 24

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 2, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Internationales und Nationales

Nach der Krönung

El. St. Die ganze Welt hat Anteil genommen an der Krönung der jungen englischen Königin. Auch wir Schweizer Frauen haben uns dafür interessiert; nicht alle unter den gleichen Aspekten. Bei den einen stand die ganze entfaltete Pracht, die Toilettenfrage, der historische, fast rituelle Ablauf der ganzen Feier im Mittelpunkt des Interesses, während die anderen vom geschichtlichen Hintergrund, den nationalen Prinzipien gepackt worden sind, die es möglich machen, dass ein Reich und Volk wie das britische sich in solcher Einigkeit um sein königliches Oberhaupt stellt, ob König oder Königin.

Vor allem möchten wir feststellen, dass an jenem Tag auch die Wünsche mancher Schweizer Frau um die junge Königin kreisten, die mit der Schwere der edelbesteinten Herrscherkrone auch die Schwere einer ungeheuer grossen, weltweiten Aufgabe auf sich genommen hat. Es kommt nicht von ungefähr, dass auch bei uns der Stellung, der künftigen Arbeit Elisabeths II, so grosses Interesse, so grosse Sympathie gewidmet wird. Erstens hörten wir immer wieder durch Schweizer in England, was für eine tadellose geistige Haltung das englische Herrscherhaus während der beiden Weltkriege bewiesen hat, und zweitens wissen auch wir Schweizer, was das Britische Reich in diesen Kriegen für die demokratischen Völker an Gut und Blut geopfert hat.

Bei uns in der Schweiz herrscht vielfach der Glaube, Demokratie müsse durch Formlosigkeit, durch Negierung alter Traditionen bewiesen und gekennzeichnet werden. England lehrt uns immer wieder, was für ein fester Halt, was für eine einigende Bindung für alle Volksteile gerade in der Ehrfurcht vor den alten Formen, in der Weiterführung schöner Traditionen liegt. Lehrt auch, dass eine solche Auffassung nicht zu einer Entfremdung der verschiedenen politischen Lager, zu einer Intoleranz menschlich-persönlicher Auffassungen gegenüber führen muss — wie die Zulassung Mr. Bevans, des bekannten Labourführers, im grauen Saccoche zu der kirchlichen Feier bewies —, sondern dass im Zusammenschluss aller um die Krone, die königliche Person und Familie vor allem das Sinnbild der Zusammengehörigkeit, der Einigkeit der britischen Untertanen in ihrer Vielfalt verankert ist. Es muss schön sein für die junge Monarchin, sich so getragen zu wissen, schön sein, ihre verantwortungsvolle Arbeit beginnen zu dürfen unter dem Nachklang des vertrauensvollen Wortes ihres bewährten Premiers: «Die Königin kann nichts Falsches tun.» Möge die Liebe ihres Volkes und ihre Liebe zu demselben stets hell über diesem grossen Wort leuchten.

In der Bundesversammlung wird um allerlei wichtige Probleme geredet und gekämpft. Es ist eine wichtige Tagung, geht es doch wieder einmal um grundlegende Fragen in unserer Wirtschaftspolitik: Preiskontrolle, Milchstatut und anderes. In den Verhandlungen um das letztere geht es hart auf hart, denn grosse Interessen auf beiden Seiten, bei Produzenten und Konsumenten, stehen zur Diskussion. Es wäre erfreulich, wenn einmal auch etwas mehr an den Konsumenten gedacht würde, als dies gewöhnlich der Fall ist. Besondere Empörung herrscht im Volke über die Zustände in der Käse-Union, und man frägt sich, ob man, das heisst die Räte, nicht einmal wirklich die — allerdings nicht angenehme — Pflicht hätten, gründlich einzugreifen.

Die Krise in der Gazette de Lausanne wirft ihre Wellen weit über das Waadtland hinaus. Ist — oder war doch die Gazette de Lausanne von jeher eine der tapfersten und geistig hochstehendsten und unabhängigsten bürgerlichen Zeitungen der Schweiz. Offenbar hat der Mut, mit dem ihre Redaktoren bei welschen und eidgenössischen «Affären» aufzutreten wagen, einen gewissen Kreis «der Mächtigen dieser Erde» in die Nase gestochen, und ebenso offensichtlich haben diese wie überall einen Vorrat an Maulkratten in petto, wenn ihnen etwas nicht passt. Weite Leserkreise der Gazette auch in der deutschen Schweiz würden bedauern, wenn die gute alte Tradition dieser Zeitung zerschlagen würde und es auch bei ihr heissen müsste: «Hier stehen wir, aber wir können auch anders.» Wir hoffen, dass die bewährten Redaktoren durchhalten und die alten Kreise um die Gazette de Lausanne es fertigbringen werden, diese ihre alte Tradition zu retten oder andere Wege zu finden, die den Idealen des wirklichen Freisinns so entsprechen, wie dies bei diesem Blatt bisher der Fall war.

Die Genfer Abstimmung

Noch bleibt uns, heute nur kurz auf die Genfer Abstimmung vom 7. Juni über das Frauenstimmrecht einzugehen, ihre ausführliche Würdigung aber auf die nächste Nummer unseres Blattes zu verschieben. Wer einigermassen ohne Selbst-Wunsch-Suggestion die Chancen unserer männlichen Abstimmungen abwägt, ist von den bisher üblichen und leider auch in Genf erfolgten Resultaten mehr betrübt als überrascht. Die Schweizer Frau ist zu lange von seiten der Männer so als quasi minderwertig und subaltern betrachtet worden, als dass eine solche Einstellung im Laufe von zwei bis drei Generationen verändert werden könnte.

Das Resultat von Genf weist bei einer für Genf erstaunlichen Stimmbeteiligung von 51 Prozent 13 419 Ja gegen 17 967 Nein auf. Sämtliche Gemeinden haben verworfen. Offenbar braucht es das Motiv der «Bodigung der Frauen», um die Genfer zu 51 Prozent an die Urne zu locken! Der Kampf geht auf der ganzen Linie weiter; dies als Dank und Sympathie den Genferinnen!

Hie Bern — hie Eidgenossenschaft

El. St. Am 6. März 1953 waren es 600 Jahre, seit das alte Bern, damals freie Reichsstadt, mit den damaligen ausgesprochenen Bauernrepubliken Uri, Schwyz, Unterwalden einen ewig dauern sollenden Bund eingegangen war.

Dieser Tag gab Stadt und Kanton den Anlass zu feierlichem Gedenken in den kantonalen und regionalen Behörden; aber um die Sonnenwende eines atmosphärisch kapriziösen Sommers soll nun in der alten Zähringerstadt richtig «gefestet und gefeiert» werden. Im altehrwürdigen Bern braucht man keine grossen Ausgaben für Kulissen zu machen, es ist wie geschaffen mit seiner alten Würde und Heimeligkeit zum Feste feiern, und die Heraufbeschwörung vergangener Zeiten hat weniger als irgendwo sonst etwas Paradoxes an sich.

Bern, das häufig vom umliegenden, besonders auch westlichen Adel und anderen aufstrebenden Städten angegriffen wurde, durfte schon in der Schlacht bei Laupen die Hilfe der Bauern um den Vierwaldstättersee erfahren, dank derer es sich durch die siegreiche Schlacht ziemlich endgültig jener häufigen Angriffe entledigen konnte.

Bern war ein ausgesprochener Adels- und Militärstaat. Es dehnte sich aus durch die Aneignung des Waadtlandes, Genfs, streckte die Bärentatzen bis nach Savoyen hinüber und machte in nordöstlicher Richtung aus dem Aargau ein Untertanenland. Die alten Berner waren aber mindestens ebenso geschickte Diplomaten wie gute Soldaten. Ihnen verdankt man die Einbeziehung unserer welschen Schweiz und Genfs in die Eidgenossenschaft, die ohne Berns geschickte Expansionspolitik unter Umständen leicht an Frankreich verlorengegangen wären. Seine Kraft lag aber auch zum grossen Teil begründet in der Einfachheit seiner Sitten, im Bekenntnis zur Reformation und dann vor allem in seiner stets kriegswilligen Landbevölkerung, die aus ihren grossen Familien gerne und ständig die nötigen Soldaten zur Verfügung stellte.

Als später die Französische Revolution, der Einbruch der französischen Armeen in die Schweiz dem alten aristokratischen Bern in der Schlacht bei Grauholz am 5. März 1798 den Todesstoss zu versetzen glaubte, erlebte die Welt, was die Zähigkeit echten Bernergeistes und die Klugheit bernischer Staatspolitik bedeutete. Leider musste es den grünen, fruchtbaren, seinem eigenen Wesen so nahestehenden Aargau fahren lassen, ebenso sein heissgeliebtes und zu schöner Blüte gebrachtes Waadtland — aber es eignete sich kühn und griffig einen schönen Teil des zum Bistum Basel gehörenden Juras an, so dass es nicht nur die Bereicherung durch einen wirtschaftlich interessanten Landesteil, sondern auch diejenige durch die französische Sprache bedingte sich sicherte. Es ist tief zu bedauern, dass heute die separatistischen Bestrebungen, die ja rein durch konfessionelle Interessen ausgelöst worden sind, das bisher so gute Einvernehmen in der kantonalen Gemeinschaft zu stören sich berechtigt fühlen.

Die Berner sind eine Rasse für sich, und zwar der Land- wie der Stadtberner. In den Grundzügen ihres Wesens haben sie ganz ausgesprochene Aehnlichkeit. Sagt man auch heute noch von den ausgesprochenen Stadtberner Aristokraten, sie hätten alle mehr Einfühlung, mehr Liebe zum Bauerntum in der Seele als die «Herren» aller anderen Städte, so kann man mit ebenso viel Recht behaupten, dass in jedem echten Bauern, jeder bernischen Grossbäuerin alten Schlages etwas von einem Patrizier steckt. Aber der Berner zu Stadt und Land ist nicht stur stehengeblieben. Wohl haben sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die früher führenden Geschlechter aus der Politik weitgehend zurückgezogen. Dies wohl weniger aus Groll und «Töubi» über die Veränderung der Verhältnisse als aus ihrer angeborenen Anständigkeit und Ehrlichkeit heraus, nicht bei etwas verantwortlich mitzumachen, zu dem sie nicht aus innerster Ueberzeugung ja sagen könnten, nur weil es für sie profitabler wäre.

Und so kam es wohl, im Gegensatz zum Beispiel zu Zürich, dass jahrzehntelang in der kantonalen Berner Politik keine «alten» Berner führend tätig waren, dass aber wohl in der Stadt Bern die sogenannte «Burgergemeinde» im Gegensatz zu der normalen Bürgergemeinde noch jetzt weitgehend von den alten Berner Familien und Zunftgemeinschaften geleitet und beeinflusst wird. In die «Burgerschaft» können nur Angehörige der Zünfte gehören, und das alte Burgerspital — jenes schöne, alte Gebäude am Bahnhof oben — öffnet seine Tore nur für sogenannte Burger; ob sie dann von Auslandschweizern, die Bern vorher vielleicht nie gesehen haben, stammen, oder alte Stockberner sind, spielt dabei keine Rolle.

Der Burgergemeinde verdankt Bern auch zum grossen Teil sein neues Casino, und überhaupt hat diese alte burgerliche Gemeinschaft in der Geschichte Berns je und je eine Rolle gespielt.

Als Bern zur Bundeshauptstadt bestimmt wurde, als Eidgenossen aller Kantone und Sprach- und Kulturgebiete mehr und mehr als Bundesbeamte nach Bern kamen, fing Bern langsam an, allerlei von seinem alten und oft altmodischen Charakter zu verlieren. Es musste «Anders-Kantönler» kennenlernen, sich an ihre Dialekte gewöhnen, an andere Einschätzungen ihres für sie «sakro-sankten» Bernertums. Es fiel ihnen nicht immer leicht, aus ihrem altbewährten und heissgeliebten Bernertum herauszutreten und ihnen Unbekanntes als «auch» gut und daseinsberechtigt anzuerkennen.

Dank dieser Reserve fremden Einflüssen gegenüber hat die Stadt Bern sich aber trotz des Wandels der Zeiten und des Einflusses ausserkantonalen Wesens so weitgehend seine Eigenart zu bewahren gewusst, wie von unseren Grosstädten vielleicht nur noch Basel. Bern ist und bleibt Bern, und wenn noch so viele Ausserkantönler und Diplomaten da sind, den Ton und die «Moden» — das heisst die Lebensform — die geben die Berner selber an.

Sie sind stolz auf ihre alte Kultur, ihre städtischen Bauformen, haben Pietät für das alte von Eltern und Ahnen ererbte Familiengut, wissen bis in die Bauern- und Arbeiterhäuser hinein, was wertvoll, was schön, was gerade für sie richtig ist in Kleidung und Ausstattung. Von französischem Geschmack beeinflusst, hat die geschmacklich so viele Kreise verwirrende Jugendstilperiode in Stadt und Kanton Bern wenig Unheil angestiftet. Die Berner sind in allen Dingen und Formen des Lebens konservativer als viele andere Schweizer: zäh, etwas vorsichtiger, aber dann treu dem richtig erkannten gegenüber.

Die Berner Frau — um im Frauenblatt doch noch etwas Besonderes über sie zu sagen — hat, wie uns oft scheinen will, noch etwas mehr von der mittelalterlichen Stellung der Frau. Ihr Wort, ihre Ansicht wird gehört und gilt. Im Haus, in der Familie ist sie die «Herrin», wehe einem Sohn, einem Dienstboten, der es am Respekt fehlen lassen wollte. Ein Bauernhof ohne die Hausmutter, ein patriarchalischer Landsitz, ein herrschaftlicher Stadthaushalt ohne die «Herrin» wäre ja undenkbar. Daher kommt hier auch diese gewisse Sicherheit und Würde im Auftreten, die immer wieder

---

Nachdruck verboten

Das Bern meiner Jugend

El. Studer-von Goumoëns

Eigentlich kannte ich die Stadt Bern nur so vom Rande, oder besser gesagt, vom Lande her. Denn ausser in den Wintern meiner ersten Jugend bis zu sieben oder acht Jahren habe ich nie dort gelebt. Hatte auch absolut keine Sehnsucht darnach, denn wenn es je eine «pur sang» Landpomeranze gegeben hat, so war ich sie.

Aus diesen frühesten Kinderwintern her erinnere ich mich, dass es vor dem alten Burgerspital einen grossen Weiher gegeben hat, dass der Stadtbach noch offen mitten durch die Strassen der Stadt hinunter dem Bärengraben zu, das heisst dort der Aare, zufloss, und unser grosser Sport es war, darüber hin und her zu «gumpen», bis ich einmal gründlich hineinfiel und pudelnass heimkam. Stadtauf und -ab gab es «Kastanienmandli» in kleinen Holzhütten, denen wir aus den Schulheften des grossen Bruders spitze Papiersäcke klebten und sie gegen eine handvoll «Marroni, marroni ganz heiss» vertauschten.

Jeden Morgen — wir wohnten an der Spitalgasse, zuoberst im jetzigen Rüfenacht-Haus, rannte ich in die Gaumschule der guten alten Fräulein Jäggi, einen Winter lang in unsagbaren und uneingestandenen Aengsten, weil irgend jemand behauptet hatte, die Russen oder Nihilisten (wer das war, ahnte ich nicht), wollten das Bundeshaus in die Luft jagen, sobald wieder einmal die rot-weisse Fahne bezeuge, dass alle Mitglieder der Bundesversammlung anwesend seien. Bis am Ende der Gurtengasse rannte ich, dann guckte ich zaghaft um die Ecke, und wenn das Dach «blut» war, so zog ich beruhigt die hundert Schritte weiter.

Die Gaumschule war im Parterre eines Hauses an der Bundesgasse, direkt gegenüber dem Bundeshaus und dem Berna-Denkmal davor. Von diesem hatte mir meine Grossmutter erzählt, ihr Vater habe immer gesagt, «das sei seine fünfte Tochter». Er, der alte Ludwig von Effinger, war nämlich damals zur Zeit des Baues des Bundeshauses bernischer Stadtpräsident, und da mögen ihm die Diskussionen um die stolze Frau allerdings oft mehr Sorgen gemacht haben als seine vier Meitschi. Von da an betrachtete ich die schwarze Dame so als einigermassen zur Verwandtschaft gehörend und nannte sie im geheimen «Grosstante Berna».

Furchtbar aufregend war es, wenn plötzlich «der Haspel» über der Stadt ertönte. Das war die Feuerglocke auf dem Münster, wo auf der alten, noch nicht aufgebauten Turmterrasse eine ständige Feuerwache war. Da unten in der Stadt noch kein so sündhafter Spektakel von allerlei motorisierten Verkehrsmitteln war wie heute, so hörte man das «Feuerleuten» sofort überall. — Hie und da war die Messe auf der Schützenmatte, der wunderbare «Zibele-Märit» mit den vor lauter warmen Unterröcken kugelrunden, fidelen Mistelacherinnen, die lang vor Tau und Tag in die Stadt kamen — eine Tradition, die heute noch gewahrt ist! — Und da waren die Kindervisiten in der Enge, mit den herrlichen «Strübli» und «Chümichuechen» am Ostermontag bei irgend einer Tante oder Grosstante.

Und man durfte zu der stets so lustigen Urgrossmutter Wyss, die immer Chokoladetaler vom Lindt auf dem Büchergestell hatte, und wo man das alte Mareili in seiner Junkerngasskuche mit den schönen, glänzenden Kupferpfannen fast eben so sehr liebte wie die alte Dame mit den weissen Locken auf ihrem grossen Sopha. Und sie sagte, als ihr von der Erfindung des Telephons erzählt wurde, an der sie nichts begriff, das sei eine Erfindung «vom Tüüfel». Was würde sie heute zum Auto sagen?

Und dann einmal vor Weihnachten, die Mutter war krank und lag im Wohnzimmer auf der Chaiselongue, polterte es grauenhaft auf der Treppe und im «Vestibül», und plötzlich kamen lustige junge Studenten mit rot-weissen Kappen herein mit — einem Esel am Zügel! Das war ganz unglaublich, wie im Märchen. Die Mutter erschrak furchtbar, und Papa pfiff die Studenten vorerst an, «das seien keine Manieren, so mir-nüt dir nüt, in eine Wohnung hereinzupoltern», aber bei unserem hellen Entzücken ob dem Esel, den Aepfeln, den Nüssen, den Studenten die noch sangen, wurde er wieder zufrieden. Wie dieses arme Tier über alle die vielen Treppen in den dritten Stock heraufgelangen konnte, begreife ich heute noch nicht. Und dass es vor Angst nicht «etwas machte», begriffen wir schon damals nicht!

Dann kam noch ein halbes Jahr richtige Schule in der zweiten Klasse der Schupplischule, bei einem, wie mir schien ur- uralten Fräuleln. Bei der Mutter hatte ich im Sommer lesen und schreiben gelernt, alles mit th — und bei der Lehrerin war alles anders und ohne th und ich hatte ständig Fehler wegen dem blöden th. Sie war streng und ein wenig grausig, denn wenn eine von uns schwatzte, so stopfte sie ihr den Kreidelumpen oder den Tafelschwamm in den Mund. O wie schön war da später die Schule im Dorf und noch später zu Hause, wo alles so sauber war! Denn nach diesem Kreidelumpen-Winter — ich fasste ihn natürlich auch öfters — blieben wir dann das ganze Jahr auf dem Land. Von da an spielte Bern-Stadt für mich über die ganze Kinder- und Schulzeit hin keine grosse Rolle mehr. Man kam ab und zu hin für ein Familienfest, am Silvester oder Neujahr, oder zu Besuch zu Verwandten, vorwiegend alten Tanten, oder zu Klavierstunden zu dem lieben, feinen Fräulein Faller. Aber Bern lag abseits von meinem Denken und Fühlen, für mich gab es nur Worb. Das änderte sich erst nach abgeschlossener Schul- und Pensionszeit, denn da begann dann die geistige und gesellschaftliche Verbindung mit der Stadt.

In jenen Jahren, da regelmässige Kurse, Stunden, der seltene Besuch eines Konzertes oder Theaters auch die Fühlungnahme mit Altersgenossinnen erlaubte, da erst lernte ich auch die Stadt und ihr Leben kennen. Ach die gute alte Stadt, mit dem kleinen wackeligen Tram, das so selten und so langsam fuhr, dass ich vor dem nächsten zu Fuss schon vorher am Bahnhof oben war, wenn das vorgängige mir am Bärengraben vor der Nase weggefahren war!

Da war die Zeit des Aufbaus des Münsterturms, von dem ich hartnäckig behauptete, er sei ein Stück zu kurz geraten. Da entstand das historische Museum, das Berns selten schöne Schätze den Bernern bewahren sollte, weil Zürich das Landesmuseum weggekapert hatte, und die Berner laut den boshaften Baslern nur die «Jalousien» dazu hatten liefern dürfen. Da stand plötzlich das Bubenberg-Denkmal auf dem Burgerspitalplatz, der keinen Weiher mehr hatte; dieser Bubenberg mit der ausgestreckten Hand, von der es hiess bei einer furchtbar verregneten Inspektion nach den Manövern «der Bubenberg habe mit dieser Hand ausgedrückt — soo hoch sei der Dreck gewesen an der letzten Inspektion!»

Und dann kamen die grossen Veränderungen dem Bollwerk zu. Die Schützenmatte wurde zum grossen Teil der Reitschule geopfert, in der die reitende und nicht reitende jeunesse dorée Berns, und die reitenden oder auch nur zuschauenden Diplomaten sich häufig trafen, und wo ein eleganter und etwas extravaganter diplomatischer Attaché einmal ein Déjeuner in ungewohntem Rahmen gab, vom Stall- und Pferdegeruch durchduftet!!

Und damit wären wir beim gesellschaftlichen Leben des fin de siècle angelangt.

Man muss sagen — es war gemütlich und amü-

Hie Bern

Am Wellenspiel der Aare,
Auf deinem Felsenkern,
Wie viel sind deiner Jahre
Du hochgemutes Bern!

Es rauscht von alten Zeiten
Der Fluss, von altem Trutz.
Manch Fähnlein zog zu streiten
Und Meister blieb der Mutz.

In deinen Laubenhallen
Viel stolzer Krieger Schritt,
Und alte Märsche schallen;
Wir singen heut' sie mit.

Und wo die Väter schritten,
Da geht ein neu Geschlecht
Und übt in neuen Sitten
Das gute alte Recht.

In jungen Herzen zündet
Der toten Helden Tat;
Fest stehn auch wir verbündet,
Wenn einst die Stunde naht.

Der Flamberg ist begraben,
Bestäubt der Morgenstern;
Den alten Ruf wir haben:
Hie Schweizerland, hie Bern!

J. V. Widmann

---

auffällt. Sie steht an der Seite ihres Mannes, nicht unter ihm.

In diesen Tagen, da die schönen, gebogenen Gassen — die alte Stadt kennt gottlob nur Gassen, sogar die Bundesgasse durfte trotz der stolzen Bundeshäuser eine «Gasse» bleiben —, die Türme, die Laubenbogen, kurz, das ganze fast 800 Jahre alte Bern, sich festlich schmückt, wo die Glocken über die Stadt klingen werden, Trompeten und Chöre das Echo in den Lauben und engen Gassen wecken werden, wo bunte alte Stadt- und Landtrachten statt der modischen Fähnlein und Toiletten das Stadtbild beleben werden, da werden Abertausende von Bernern zu Stadt und Land mitjubeln und sich mitfreuen. Aber auch die Miteidgenossen der anderen Kantone werden in persona oder doch in Gedanken teilnehmen an dieser Feier: es ist eine Feier, kein Fest. Eine Feier, an der wir anderen Eidgenossen uns Rechenschaft darüber ablegen, was Bern in seiner Art und Weise, mit seiner grossen Geschichte für die ganze Eidgenossenschaft durch Jahrhunderte bedeutet hat: durch seine weitausschauende und kluge Politik, durch seine militärischen Taten, durch seine tapfere und eindeutige Stellung zur Reformation, seine Gebietsausweitung gegen Westen. Und dann auch nicht zu vergessen, was wir ihm an grossen Soldaten, Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern, Politikern verdanken, jeder für sich eine Persönlichkeit, deren Einfluss weit über Kantons- und Landesgrenzen hinausging, und all jener Bernerinnen, die in sozialer, wirtschaftlicher, hygienischer, künstlerischer und politischer Richtung auf Generationen hinaus unvergängliche Impulse gegeben haben.

Wir andern Eidgenossen danken Bern für alles, was es seit 600 Jahren im «Bund» für dessen Entwicklung und Wohl geleistet hat, wir danken ihm aber auch dafür, dass es verstanden hat, durch seine ganze Geschichte und Entwicklung hindurch bis auf den heutigen Tag weitgehend in seinen Bürgern trotz des mehr und mehr um sich greifenden Materialismus' jene Eigenschaften wachzuerhalten, auf denen seine Grösse und Bedeutung als Kanton aufgebaut ist: Gottvertrauen, Treue, Genügsamkeit, seine unerschütterliche Ruhe, aus welcher das Bernervolk je und je seine Ausdauer, seinen Humor, seinen Fleiss, seine geistige Ueberlegenheit in kritischen Situationen schöpft, und seinen noch weitverbreiteten Mut zur eigenen Meinung und das Zu-ihr-Stehen!

Für die Berner darf nie verlorengehen, was ihre beiden grossen Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf und U. Dürrenmatt ihnen durch ihre Werke verkündet haben: Wahrhaftigkeit, Tapferkeit und zugleich Demut, Liebe und der Glaube an ewige Werte; Ueberspanntheit, Gottlosigkeit, Feigheit soll der Berner meiden. Von ihrer Vaterlandsliebe, sagt Ulrich Dürrenmatt, muss es heissen:

> Sie folgt des Herzens Aufgebot
> Und nicht Parteibefehlen;
> Doch wenn das Vaterland in Not,
> Dann könnt' ihr auf sie zählen.

Die Lupe bringt es an den Tag

Es ist ein Glück für die Berner von heute, dass mit ihrer Stadt verwachsene Maler im 18. Jahrhundert und bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten hinein eifrig Stadtansichten gemalt oder in den beliebten kolorierten Stichen festgehalten und so den damaligen Zustand von Bern überliefert haben. Diese hoch angesehenen Künstler waren Samuel Weibel, Johann Grimm, die beiden Lory, Heinrich Rieter und andere. Das Malens würdig erschienen ihnen vorab die Tore, Gassen und Plätze sowie einzelne besonders wertvolle Gebäude, das Münster, Heiliggeistkirche und Burgerspital und der ehrwürdige Christoffelturm. Wie es damals üblich war, belebten sie ihre Bilder durch allerlei Figürchen, für sie eine farbige Bereicherung, für die Nachfahren eine Fundgrube liebenswürdiger Züge aus dem bernischen Alltag. Aus einigen Bildern dieser Art sei hier zusammengewürfelt, was die Maler gut gelaunt ausplaudern.

Am meisten Betriebsamkeit ist bei den verschiedenen Stadteingängen zu finden. Schwere Fuhrwerke rasseln über den staubigen Klösterlistutz hinunter. Mit vornehmen Städtern oder mit ländlichen Trachtenleuten besetzte Wagen werden von edeln Gespannen oder standfesten Gäulen im Schritt über die Untertorbrücke oder über die dem Murtentor und den beiden Aarbergertoren vorgelagerten Brücken gezogen. Handwerksburschen streben schwer bepackt den Toren zu. Damen mit Sonnenschirmen gönnen sich einen Gang ins Freie, Kinder trippeln folgsam mit oder tummeln sich spielend. Müssiges Volk lehnt sich über die Brüstungen und ergötzt sich an den Hirschen oder den Bären, die in den alten Stadtgräben Wohnquartier bezogen haben. Wer arbeiten sollte, passt sich ohne Hast dem gemächlichen Leben ringsum an. Auf einem nahen Steinhauerplatz wird das Pfeifenrauchen mindestens so ernsthaft und gsatzlig betrieben wie das Ausmessen und Behauen der Sandsteinblöcke.

Gemütlichkeit heisst auch die Losung innerhalb der Stadtmauern. Bequeme grüne Bänke stehen einladend für die Insassen des Burgerspitals vor dem Hause bereit. Aber Aufregendes bekommen diese kaum zu sehen, höchstens, dass Reiter ihre Pferde durch die schmale Ross-Schwemme treiben und bei unvermuteten Sprüngen der Tiere getauft werden könnten oder dass ein Vierspänner mit Kutscher und Lakeien einem ländlichen Lastwagenzug, dass Reichtum der Armut begegnet. Vor dem schwarzrot geflammten Torflügel des Murtentors steht ein rotweisser Stadtsoldat Wache und wartet geduldig auf die Ablösung, bei der er während einer Minute schneidig sein wird.

Oben an der Spitalgasse ist um einen jetzt verschwundenen Brunnen eine grosse Wäsche im Gange. Mächtige Bottiche sind herbeigeschleppt worden. An ihnen und an kleinen Zubern hantieren waschende und schwatzende Frauen. Andere tragen auf dem Kopf neue Wäschebündel herbei. Am offenen Stadtbach knien drei weitere Wäscherinnen und schwenken mühsam das Linnen im fliessenden Wasser. Eine Magd, die am Brunnen den schweren Kupferkessel gefüllt hat, hebt ihn eben mit kräftigem Ruck auf den Kopf, um ihn in ihre Küche zu tragen. Ein Kutscher hält mit seinem durstigen Zweigespann auf den Brunnen zu, und es wird wohl wegen der möglichen Gefährdung sauberer Wäsche zwischen ihm und den Mägden zu einem endlosen Wortgeplänkel kommen, bis seine Tiere fertig getränkt sind. Drei junge Offiziere lenken ihre Pferde gegen den Christoffelturm, ohne das gewöhnliche Volk am Brunnen und unter den Laubenbogen eines Blickes zu würdigen. Vor der Heiliggeistkirche wandelt eine junge, als Bernerin selbstverständlich hübsche Dame, um die sich zwei Cavaliere beflissen bemühen. Auf der Brunnensäule steht ein schlanker David, der es ganz in Ordnung findet, aus dem Christoffel seinen Goliath zu machen und ihn mit seiner Schleuder zu bedrängen. — Versunkene Zeiten, da ein solches Idyll noch in nächster Nähe der heutigen Loeb-Ecke blühen konnte!

Noch ergötzlicher erscheint in der Gegenwart ein Bild von 1814, das den Bärenplatz darstellt. Seinen Seiten entlang laufen starke Holzgeländer, die zum Festbinden von Pferden bestimmt scheinen, aber offensichtlich auch zum Aufhängen von Teppichen brauchbar und nützlich sind. Kein einziges Gefährt ist im weiten Rund zu erblicken, und eine spazierende Familie muss sich hierher verirrt haben, denn der Platz gehört der Arbeit. Einige Mägde haben sich den schönen Morgen zunutze gemacht. Schon hängen Leintücher, Zwächeli, Hemden und Strümpfe an der Leine, und zwar so schön und ordentlich, dass man sich heute noch ein Beispiel daran nehmen könnte. Nicht weit davon hat eine Blumenfreundin ihr gesamtes Meienzeug in Reih und Glied aufgestellt, um ihm Luft und Licht zu gönnen. Mitten auf dem Platz liegen saubere Tücher ausgebreitet und darauf Kissen, Matratzen und mächtige Federbetten. Eine kniende Magd klopft eine Matratze aus, während zwei stämmige Frauen mit gebogenen Armen kunstgerecht die Federn in einem «Dachbett» hin und her rollen und entstauben. Solches Mühen trocknet den Hals aus. Doch schon naht Erquickung in Gestalt eines Korbes mit Esswaren, den eine Jungfrau auf dem Kopf schaukelt, und eines Servierbrettes mit dem Znünikaffee, das eine andere behutsam vor sich herträgt (Ahnfrauen von Gfeller-Rindlisbacher). Jede der sieben emsigen Werkerinnen steckt in der Berner Tracht und behält zu allem Tun das feine Häubchen mit den Rosshaarspitzen auf dem Kopf. Am Abend wird der Platz wieder daliegen, als ob er nie als Hausfrauen-Arena gedient hätte. Nur die Besitzer der prächtig aufgegangenen schweren Federbetten werden darum wissen, wenn sie unter der sonnenwarmen Last nach Luft ringen.

Bevor die Kornhausbrücke errichtet wurde, war die Grabenpromenade wirklich das, was ihr Name aussagt, nämlich eine auf dem längst zugeschütteten Stadtgraben entstandene Anlage mit Rasenflächen und Bäumen, die um 1750 ein Bild von Grimm noch sehr jung und schmächtig zeigt. Während im Hintergrund um den Kindlifresserbrunnen das übliche laute und geschäftige Treiben der Wäscherinnen im Gange ist, weht hier vornehm-stille patrizische Luft. An der Stelle des heutigen Stadttheaters liegt die langgestreckte Reitschule. Die Nachbarschaft von Reitanstalt und öffentlichem Garten hat etwas Bestechendes, indem gleichsam im selben Atemzuge junge Herren vor dem Tore ihre Reit- und ältere, die mit ihren Damen lustwandeln, ihre Redekünste vorführen können. Wo die steile Böschung gegen die Aare beginnt, wird die Promenade durch ein Geländer und niedriges Gesträuch gesichert. Der darunter vorbeiführende Weg wird von jungen kräftigen Bäumen leicht beschattet und von Laubwerknischen mit stillen Ruhebänken gesäumt. Dahin ziehen sich die Glücklichen zurück, die keinen Wert darauf legen, gesehen zu werden, wenn Er mehr als ortsüblich aus sich herausgeht und Sie verlegen oder lockend mit dem Fächer spielt.

Das sind einige der netten Kleinigkeiten, die sich mit der Lupe entdecken lassen. Diese zur Hand genommen zu haben, verzeihe man einer Bernerin, die als Kind das gemütliche Bern am letzten Zipfel erwischt hat, die noch mit Herzklopfen an der Kramgasse über den offenen Stadtbach springen konnte und sich selig mit dem ersten dunkelbraunen Lufttram die Stadt hinauf schütteln und rütteln liess.

B. Rb.

KÜHLSCHRANKFABRIK Imber A.G.
ZÜRICH 3
KOMPLETTE BUFFET- UND OFFICEANLAGEN, KÜHLSCHRÄNKE, KÜHLVITRINEN, GLACEANLAGEN
1863 90 1953

Politisches und anderes

Die erste Sessionswoche

Der Nationalrat verabschiedete nach verhältnismässig kurzer Beratung den Geschäftsbericht des Bundesrates für 1952 mit 109 gegen 3 Stimmen. Nachher begann im Nationalrat die Debatte über das Milchstatut. Die wichtigen Fragen der bakteriologischen Kontrolle wurde der Kommission zur Prüfung zurückgewiesen. Im Ständerat kam zu Beratung die Preiskontrolle. Mit 32 gegen 2 Stimmen pflichtete der Ständerat dem Nationalrat bei, eine Lockerung der Mietpreiskontrolle einzuführen. Im Einklang mit dem Nationalrat lehnte auch der Ständerat die Einführung der Gesetzesinitiative im Bunde ab.

Internationale Arbeitskonferenz in Genf

Am 14. Juni wurde in Genf die 36. internationale Arbeitskonferenz eröffnet, die voraussichtlich bis zum 27. Juni dauern wird. An der Konferenz nehmen 650 Vertreter von Regierungen, von Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Organisationen teil.

Das Abkommen über die Kriegsgefangenen

Wie ein Sprecher des Alliierten Hauptquartiers bekannt gab, haben am 8. Juni die Unterhändler der Vereinigten Nationen und der Kommunisten in Panmunjom ein vorläufiges Abkommen über die Kriegsgefangenen-Frage unterzeichnet, das im wesentlichen den letzten Alliierten Vorschlag zur Grundlage hat. Mit der Regelung dieser Frage sei mit einem raschen Abschluss eines umfassenden Waffenstillstandsabkommens in Bälde zu rechnen. Die Kriegshandlungen sollen 12 Stunden nach Unterzeichnung dieses Abkommens eingestellt werden.

Süd-Korea will weiterkämpfen

In einer Radiorede forderte Präsident Syngman Rhee das koreanische Volk auf, den Kampf fortzusetzen und das Land durch selbständiges Vorrücken nach Norden zu einigen. Der neueste Friedensvorschlag sei für Südkorea unannehmbar.

Kein neues München

In einer wirkungsvollen Fernsehsendung an der verschiedene Kabinettsmitglieder teilnahmen, versprach Präsident Eisenhower dem amerikanischen Volk, es werde kein neues München geben, aber er werde auch nicht das Risiko eines neuen Krieges laufen. Die Knoten würden nicht zerschnitten, sondern müssten langsam entwirrt und aufgeknöpft werden.

Misserfolg Mendès-France in der Nationalversammlung

Nach der zweitägigen Parlamentsdebatte erhielt der mit der Bildung der Regierung beauftragte Mendès-France nur 301 statt nach der Verfassung notwendigen 314 Stimmen für seine Investitur. — Präsident Auriol berief auf vergangenen Freitag den früheren Ministerpräsidenten und Aussenminister Georges Bidault in das Elysées, um ihn mit der Kabinettsbildung zu betrauen. Die Besprechungen Bidaults mit den Parteien sind noch im Gange.

Aufhebung der russischen Kontrolle in Oesterreich

Wie offiziell bekanntgegeben wurde, haben die Sowjetbehörden in Oesterreich mit Wirkung ab 9. Juni beschlossen die Kontrolle für den Personen- und Warenverkehr an den Demarkationslinien aufzuheben.

Rekordbeteiligung an den italienischen Wahlen

Am vergangenen Sonntag und Montag fanden in Italien die Parlamentswahlen statt. Ueber 28 Millionen Wähler haben von ihrem Recht Gebrauch gemacht, was einer Stimmbeteiligung von 93,78 Prozent entspricht. — Die Resultate sind noch nicht bekannt.

Erhalten die ägyptischen Frauen demnächst das Stimmrecht?

Die seit 25 Jahren aktive Frauenstimmrechtsbewegung in Aegypten konnte am vergangenen Samstag einen vielleicht entscheidenden Sieg für sich buchen als bekannt wurde, dass die Redaktionskommission für die neue Verfassung einen Artikel über die politische Gleichberechtigung der Frauen angenommen habe. Die Unterkommission für Bürgerrechte nahm mit 6 gegen 3 Stimmen folgende Fassung an: Die Frauen sollen sich der gleichen politischen Rechte erfreuen wie die Männer, die Ausübung dieser Rechte wird im Gesetz geregelt.

Bezwingung des Mount Everest

Der Neuseeländer Edward Hillary und der Sherpa Tensing haben am 29. Mai den nahezu 8900 Meter hohen Mount Everest bezwungen. *cf*

---

sant. Die alten «Stockberner» blieben ausgesprochen unter sich, und pflegten keinen, oder nur wenn nicht vermeidbar, Verkehr mit den Diplomatenkreisen. Im alten Bern war man einfach und hatte Angst vor Einführung «neuer Moden». Es waren eigentlich relativ nur sehr wenige Familien, in denen bis um die Jahrhundertwende gesellschaftlich mit den in Bern akkreditierten Diplomaten Verkehr gepflegt wurde, was diese oft sehr empfunden haben.

Um so intensiver amüsierten die Berner sich unter sich, man tanzte, man musizierte, spielte Theater. Aber nie wäre damals ein Ball oder eine Hochzeit auf einen Samstag gelegt worden: «Man tanzt nicht in den Sonntag hinein!» Und gross war der Zorn und die Empörung der alten Stockberner, als einmal ein Diplomatenball auf den 5. März, den grossen Trauertag der Uebergabe Berns an die Franzosen gelegt — und nicht von allen Bernern abgelehnt wurde. Und wie einfach amüsierte sich die Jugend; an ganz einfachen Tanzabenden, boshaft als «Lämmerhüpfen» getauft, in einem Zunftsaal, mit Tee und Bier, einigen «Pastetli, Glacestängel und Schmelzbrötli.» Ein paar Freunde machten eine Liste von den Einzuladenden, ein jedes kam für sich, zahlte drei Franken pro Abend und mit Schlag 12 Uhr löschte der für das Materielle verantwortliche Herr das Licht ab und heim zu ging es. Zwei Mamas hüteten diese Jugend abwechselnd als Anstandsdamen, auf einem grossen, roten Plüschkanapee sitzend. Wir bedauerten sie ebenso innig, als wir sie überflüssig fanden!

Dass dieses Heimgehen durch die stillen, alten Gassen seinen besondern Reiz hatte, versteht sich. Meist ging man in Banden stadtauf oder stadtab, die, je weiter es der Schosshalde zu ging, kleiner und kleiner wurden. Einmal fing so eine Bande die Junkerngasse hinunter an «Eis, zwöi, drü — rüss!» Zu spielen und war damit im schönsten Zug, als die Hermandad auftauchte, aber statt zu schimpfen, sehr freundlich sagte: «Aber gället, dir machet nid z'lut, damit d'Junkeregässler nid erwache» — !

Und als dann die Papas und Mamas sahen, dass die Jungen eigentlich nicht viel mehr wünschten als einen grossen Salon, ein gutes Parkett, etwas Musik und etwas Bescheidenes zum Essen und Trinken, da öffnete sich im Lauf der Winter manches der alten schönen Patrizierhäuser zu frohen Abenden. Eine Geselligkeit ausserhalb der Familie kannte die Bernerjugend in jenen Jahren nicht, es sei denn einmal im Winter eine Schlittenpartie oder im Sommer eine Landfahrt gewesen, aber auch da landete man gewöhnlich — als Surprising-Party — nicht im Wirtshaus, sondern in einem der alten Landsitze, an denen die Umgebung Berns ja so reich ist.

Unvergesslich sind die stilvollen und doch so gemütlichen Abende im von Wattenwyl-Haus an der Junkerngasse, wo man sich nicht satt sehen konnte an schönen Dingen, und wo, wie an vielen Bällen das elektrische Licht durch den warmen Schein von unzähligen hellen Kerzen in silbernen Leuchtern ersetzt wurde, wodurch die zum Teil sehr hübschen Bernerinnen trotz ihrer mehrheitlich sehr einfachen Fähnlein noch hübscher wirkten.

Mit relativ bescheidenen Mitteln haben es die Bernerfrauen je und je verstanden eine sehr gepflegte, gemütliche Atmosphäre in die Geselligkeit zu tragen, wie sie sonst in der deutschen Schweiz kaum anzutreffen und wohl dem starken welschen Einfluss zuzuschreiben ist.

O du gutes, altes Bern, ohne Autolärm und -gestank! Es war noch für seine Berner da, mit seiner ganzen Poesie in den alten Gassen, in den dämmerigen Lauben, in denen einmal ein mutwilliger Student einen Confiseurbuben verrückt gemacht hat. Der musste —, nur einige Häuser weit — zwei schöne Pyramiden von Confekt «Chocolatbrötli von Frau Wenger» tragen, in jeder Hand eine — als der übermütige Student sich elegant der guten Dinge bediente und dem wehrlosen Jungen ein freundliches «merci beaucoup» zulächelte!

Ja diese Lauben — was die alles gesehen und beobachtet haben mögen! Was war das sogenannte «löubelen» für Verliebte für eine wunderbare Sache in Zeiten, wo noch nicht der heutige kameradschaftliche Verkehr zwischen der Jugend beider Geschlechter möglich war. Laube hinauf — auf der andern Seite im Sturmschritt hinab — und auf dieser noch einmal wie ganz par hasard wieder hinauf — wer hätte das nicht betrieben im vorigen Jahrhundert? Nicht nur die Ers, auch die Sies!

Heutzutage ist es wohl nicht mehr nötig zu löubelen; so viel gemeinsame Arbeit, so viel gemeinsame Sporte und Vergnügen führen die Jugend zusammen. Die früher so strenge und gegenseitige Exklusivität zwischen den verschiedenen Kreisen, den Patriziern und den Bürgerlichen ist verschwunden, wodurch eine Belebung und Bereicherung im ganzen kulturellen Leben ermöglicht ist.

Den Alten sagt man oft nach, es sei ein Fehler von ihnen, stets zu denken, es sei früher alles besser und schöner gewesen als heutzutage. Die Jungen haben recht darin, aber sie müssen verstehen, dass eben jede Epoche und jede Generation ihre eigene Zeit mit ihren eigenen Augen betrachtet und wenn diese zurückliegende Zeit eine glückliche gewesen ist, so wäre es undankbar nicht von Zeit zu Zeit rückwärts zu schauen, und das Gute an ihr anzuerkennen.

Unrichtig aber wäre es, wollte man glauben, das Leben im Bern der Jahrhundertwende hätte sich für die weibliche Jugend in Vergnügungen erschöpft. Die Bernerin wurde neben der Hausarbeit oft schon jung in die soziale Arbeit eingereiht. Im Inselspital im damals neu entstandenen Finsen-Institut, dessen segensreicher Betrieb nur durch freiwillige Hilfen für die langen Bestrahlungen ermöglicht wurde; im Insel-Nachmittag, wo für die armen Kranken regelmässig gearbeitet wird; in den Krippen, den Kranken vereinen — die Berner-Mamas sorgten früh für den notwendigen Nachwuchs, und einzelne traten auch schon in die freie Krankenpflege ein.

Das alte Bern des alten Standes Bern war vielleicht von jeher die aristokratischste Stadt im Land. Aber die alten Berner haben stets ein sehr schönes patriarchalisches Verhältnis zu all denen gehabt, die in ihrem Dienst standen und in ihrer Hausgemeinschaft lebten. Im Bern meiner Jugend gab es kaum eine Familie wo sich nicht ein altes Mareili, eine alte gichtige Anna, ein munteres Vreneli fand, die einfach zur Familie gehörten, und die bis zum Tod nicht vom Posten wichen, es sei denn, dass schwere Krankheit sie für die letzte Zeit in «den Ziegler» d. h. in das Ziegler- oder Burgerspital führte, und um die alle trauerten bei ihrem Tod, wie um ein Eigenes.

Seit jenen letzten Jahren der Jahrhundertwende ist vieles in der Welt, auch im Bern meiner Jugend anders geworden. Zwei Weltkriege, Revolutionen, Krisenzeiten, leidenschaftliche innen- und aussenpolitische Diskussionen haben das gesamte Weltbild grundlegend verändert. Auch das alte Bern hat sich anpassen müssen, berufslose junge Bernerinnen wären heute schwer zu finden, und wo es noch die eine oder andere gibt, so steht sie im Dienst der nationalen oder internationalen charitativen Arbeit.

Aber wo das ganze Weltbild sich so grundlegend verändert hat, darf man da nicht dankbar dafür sein, dass das heutige Bern es trotz allem verstanden hat, sich doch noch einiges von seiner guten alten Tradition, seinen patriarchalischen Grundsätzen im Leben auf seinen Gütern, in seiner Einfachheit der Lebenshaltung, seiner unkomplizierten, heimeligen Gastfreundschaft zu erhalten? Es ist dies alles, und das empfindet man immer wieder in Bern, ein gutes und glückliches Gegengewicht zu der materiellen und nervösen Hast unserer Tage; und es tut wohl, diese Atmosphäre von alter Ritterlichkeit und ehrenhafter Gesinnung auch in der Jugend des heutigen Berns anzutreffen, eingedenk des stolzen Patrizierwahlspruchs: Noblesse oblige!

Liebwertes Bern

Da sind Bern-Besucher seltsamer Art. Jene zwei Angelsachsinnen gehören zu ihnen, hinter denen ich einmal stadtabwärts herging. Beim «Zytglogge» zeigte die eine enthusiastisch auf einen Vierbeiner: «O look at the nice dog!» Und in den untern Gassen flatterte es ein übers andere Mal zu den glühenden Geranienfenstern hinauf: «The lovely flowers!»

Sicherlich, dachte ich bei mir, die beiden Frauen werden eine gute Erinnerung von der Bundesstadt nach Old England mit heimnehmen — Bern wird für sie die Stadt der rührenden Hunde und lieblichen Blumen sein.

Etwas später sah ich die zwei englischen Frauen über der Brüstung des Bärengrabens kleben, versunken in die kraftvoll langsamen Bewegungen der Mutzen — und so haben sie doch (nolens volens!) ein Stück eigenständiger gutmütig-brummender Bernerart erhascht.

Dann eine andere, unfreundlichere Besuchergattung: So wenig wie unsere beiden Angelsachsinnen vermag sie Berns Wesen zu erfühlen; indessen erfreut sie sich nicht an Blumen und Getier, sondern schaut, wenn nicht Berns Eigenart, so doch Berns Abart; ob der plumpen Patinakuppel des Bundeshauses übersieht sie den leidenschaftlich emporwachsenden Münsterturm mit seiner zierlichen Filigranspitze ...

Aber das ist Berns Rache: es verhüllt sein Antlitz vor solchen Beschauern; ihnen zeigt es sich nur in seinen Zufälligkeiten, in seiner Alltäglichkeit. Das einmalige Bern aber tut sich ihnen nicht auf, das Bern der rauschenden Brunnen und rhythmisch bewegten Gassen, das alte Bern mit seinem Geist und seinem Duft.

Haben Sie schon einmal beim Rosengarten oben gestanden — an die alte Friedhofmauer gelehnt — und durch den Rahmen aus Blattwerk auf die Stadt hinunter geschaut, wie sie geruhsam, aber verhaltenen Lebens voll, in der Umschlingung der Aare atmet? Denn das ist kein totes Gefüge aus Mörtel und Stein, das ist etwas organisch Gewachsenes, in naturhafter Stetigkeit Gewordenes, das nun in sich ruht, in sich gefestigt ist.

Wenn die Dämmerung herabsinkt, legt sich ein Zartes, Schwebendes über Häuser und Gassen, ein Schleier, wie aus Duft und Herbstfäden gewoben. Dann erklingen die Farben der Stadt leise wie auf alten Gobelins: schimmerndgrauer Sandstein und darüber die Dächer in dunkel auftönendem Rot.

Nachts muss man durch die träumenden Gassen wandern, wenn der Mond sie in flüssiges Perlmutt taucht. Dann ist die Stadt mit sich allein. Das Plätschern ihrer Brunnen ist erwacht. Und die Häuser der Junkerngasse raunen sich eitle Dinge zu. Dann — wenn es geisterhaft still wird — ertönen aus den Stufen des Rathauses längst verhallte Schritte. Die Gegenwart schweigt, es klingt die Vergangenheit auf.

Sie wissen um diese Vergangenheit, die Häuser der Altstadt mit ihren würdevollen ernsten Mienen, darinnen sich Berns Wesen spiegelt: sein romanischer Geist und die alemannische Seele. Und da sind keine Kleinmütigen unter ihnen. Keines drängt sich ängstlich ans andere. Alle stehen sie wertbewusst, ordnen sich, von Laubenpfeilern wie von Wurzeln gestützt, zu behäbigen Gassen, die nicht gradlinig sind, sondern bewegt wie Astwerk.

Beim «Zytglogge» und weiter oben beim Käfigturm machen die Laubengänge und Gassen einen respektvollen Halt. Fest verwurzelt stehen sie da, die beiden Türme, jene Bodenständigkeit ausdrükkend, die Berns Atem ist und keinen Augenblick vergessen lässt, dass da unter dem Pflaster und Asphalt der Stadt braune, duftende Erde liegt ...

Gerda Meyer

Vom Berner Münster

Nicht ohne tiefen Grund sind die Berner daran gewöhnt die Schlacht bei Laupen (1339) als das Ereignis zu werten, das ihrer Stadt erst das freie Wachstum ermöglicht hat, indem sie damals für immer die Bedrohung durch den umliegenden Adel abschütteln konnte. Was für eine Kraft sich seither in ihrer Bürgerschaft rührte, bewies diese, als sie bloss ein Jahr nach einem vernichtenden Stadtbrand das mächtige Rathaus zu bauen begann und ihm den Ausdruck stolzer Sicherheit und Würde gab. Fünf Jahre nach seiner Vollendung wurde 1421 der Grundstein zum Münster gelegt und damit zum bürgerlichen Kernstück der Stadt nun auch das kirchliche gefügt.

Bis dahin hatten sich die Berner mit einer bescheidenen Leutkirche begnügen müssen, die im romanischen Stil errichtet und gotisch erweitert worden war. Inzwischen hatten sich aber innerhalb der Stadtmauern schon die grossräumigen Gotteshäuser der Franziskaner und Dominikaner erhoben, und die Berner brauchten nicht einmal in einem weiten Umkreis zu suchen, um auf Kirchen zu treffen, mit denen ihre Stadtkirche überhaupt keinen Vergleich wagen konnte. Da standen im Westen in Neuenburg, Grandson, Payerne, Lausanne und Genf prachtvolle Bauten, und im Norden und Osten konnten Basel, Zürich, Schaffhausen und Chur auf die ihren stolz sein. Deshalb war ein Teil der Berner gar nicht so unglücklich, als das Erdbeben von 1356 die Leutkirche in einem Masse beschädigte, dass die Wiederherstellung nur noch Flickwerk sein konnte und der Rat endlich, wie der Chronist Justinger berichtet, einsehen musste, «daz notdürftig were, ein münster ze buwenne, won die alte kilche dem volk ze kleine were, dazu were es ein alt bös werk und were ze förchten, daz es nit lange stunde, es fiele danider». Warum aber hatte es diesmal an der Einigkeit unter den Bürgern gefehlt, woher war der Jahrzehnte dauernde zähe Widerstand eines Teiles gegen den Plan eines Neubaues gekommen? Die Gegner waren Anhänger der Könizer Deutschritter, die in Bern eine Zweigniederlassung besassen und den Leutpriester für die alte Kirche stellten. Es war vorauszusehen, dass die Berner diese kirchliche Bevormundung in einem neuen Münster nicht mehr dulden würden; daher wehrten sich die Ritterfreundlichen nach Kräften für die Erhaltung des bisherigen Zustandes. In der Tat wurden dann 1485 die Deutschherren entfernt und ihre Obliegenheiten vom neu gegründeten St. Vinzenzenstift übernommen.

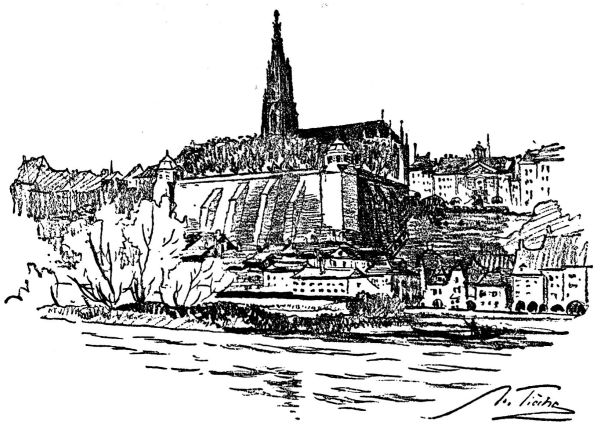
Im Jahre 1418 reiste Papst Martin V, vom Konstanzer Konzil heimkehrend, über Bern und versprach die Gewährung des grossen Ablasses für die Errichtung eines neuen Münsters. Damit stand genügend Geld in Aussicht und war der Sieg der baufreudigen Partei gesichert. Bern zählte damals ungefähr 4500 Einwohner und plante ein Unternehmen, zu dessen Vollendung der Einsatz und die unverdrossene Bereitschaft von Generationen nötig sein würden. Aber die Gründer trauten ihren Nachkommen die gleiche Opferfreudigkeit zu, von der sie selbst beseelt waren, und sie täuschten sich nicht. Als nach der Reformation die Ablassquellen versiegten, kamen dennoch die Mittel zu den zwei verbleibenden bedeutenden Anstrengungen zusammen, nämlich im 16. Jahrhundert das noch fehlende Mittelschiffgewölbe einzusetzen und 1891 zu Ehren der 700 Jahre alt gewordenen Stadt den Turm auszubauen.

Mit der Berufung von Matthäus Ensinger als Werkmeister fiel zugleich die Entscheidung für die Anlage des Münsters, denn die Sippe der Ensinger hatte ihre ganz bestimmte Bauweise. Es würde wie seit 1342 in Esslingen und 1377 in Ulm eine Basilika mit überhöhtem Mittelschiff, einem Chor ohne Umgang, aber mit hohen Fenstern und mit einem eigenen Fassadenturm entstehen. Hätte Ensinger seit Jahrzehnten in Bern gelebt, er hätte keinen der Bernerart gemässeren Plan entwerfen können. Der betont breit gelagerte Westbau hat etwas ungemein Bodenständiges, und wenn sich der Turm aus dieser gewollten Erdnähe zu lösen und zu stolzer Höhe aufzurecken vermag, so entspricht auch dies bernischem Wesen, dem im rechten Augenblick freie Geistigkeit und idealer Schwung nicht fremd sind.

Im Innern vermied Ensinger alles überflüssige Zierwerk. Die Pfeiler gehen zum Beispiel ohne jeden Kapitellschmuck in die Spitzbogen über. Aber er dehnte den Raum für das Auge, indem er das Mittelschiff breit und die Pfeilerabstände gross anlegte, dann aber auch, indem er die Strebepfeiler einzog, das heisst, an deren äusserem Rand die Fensterwände der Seitenschiffe einsetzte, so dass er zwischen den Pfeilern Kapellenräume gewann. Bei den seitlichen Eingängen verschob er die Türwand an das innere Ende der Strebepfeiler, und es entstanden dadurch kleine Portalvorhallen. Dort fühlt sich der Kirchgänger geborgen, noch bevor er die Kirche betreten hat.

Ungewöhnlich und ganz besonders kühn war Ensingers Gedanke, dem prachtvollen Eingangsbogen zum vorderen Chor einen genau gleichen als Uebergang vom Mittelschiff zum Turm entsprechen zu lassen und das unterste Turmgewölbe erst in dieser Höhe einzuziehen. So sollte der Chor im Osten, die Turmhalle im Westen die Längsachse ausweiten und von beiden Seiten her das Licht durch das grosse Fenster einströmen. Der späte Einbau des heutigen Lettners, auf dem die platzraubende Orgel steht, hat diesen Eindruck unrettbar zerstört, ebenso das nachträgliche Schliessen der ursprünglich nach Osten offenen grossen Westkapellen die Wiederholung der gleichen Bauabsicht für die Seitenschiffe.

Das neue Münster musste selbstverständlich den Standort der alten Leutkirche beibehalten und die gleiche, fast hundert Jahre früher begonnene mächtige Plattform als Kirchhof zur Seite haben. Aber der Gottesdienst durfte während der ganzen Bauzeit nicht ausgesetzt werden. Im Turm, der im nördlichen Chorwinkel der alten Kirche stand, durften die Glocken nicht verstummen. Scheinen das nicht unerfüllbare Bedingungen? Doch tatsächlich gelang es, sie einzuhalten.



Am 11. März 1421 wurde der Grundstein feierlich an der Kirchgasse gelegt und darauf zuerst ausserhalb der Leutkirche die nördliche Kapellenreihe errichtet. Das entscheidende Bauen setzte danach am Chor ein, indem die bestehende nördliche Chormauer nach Osten verlängert wurde. Der weite neue Chor wuchs um den alten herum in die Höhe; als er eingedeckt war, konnte jener darunter abgebrochen werden. Nun wurde die Südseite in Angriff genommen, bis die eingekapselte Südmauer der Leutkirche entfernt werden konnte. Es folgte das nördliche, an die bereits stehenden Kapellen stossende Seitenschiff bis zum alten Turm. Schliesslich umklammerte der neue Westbau die alte Eingangsseite, und Stück um Stück wurde der eingeschlossene Altbau abgetragen. Als der neue Turm bis zur Glockenstube gefördert war, konnten die Glocken umziehen, und an Stelle des niedergelegten Turmes entstand die reich gewölbte Kapelle, die heute dem Andenken der Kämpfer von 1798 geweiht ist. Inzwischen war das 15. Jahrhundert fast zu Ende gekommen. Als Werkmeister amtete Erhard Küng und ihm wurde die Ehre zuteil, hoch über der genannten Kapelle am sogeannten Werkmeisterpfeiler sein Standbild anzubringen. Da blickt er hinunter auf die Gasse, aber nicht im Arbeitsgewand, sondern in Erinnerung daran, dass er als Geschützmeister mit Adrian von Bubenberg in Murten eingeschlossen war, als Krieger gerüstet.

Mit dem bewunderswert gelösten Wechsel von Aufbau und Abbruch war man noch nicht aller Schwierigkeiten Herr geworden. Schon bald zeigte der allzukühn ausgehöhlte Turm bedenkliche Risse, die zu Verstärkungen zwangen. Unter anderm verlängerte man daher seine westlichen Widerlager nach dem Münsterplatz hin. Dergestalt entstand die tiefe Vorhalle, die nun die grossartige Darstellung der gesamten Heilslehre vom Sündenfall über die Verkündigung und das Spiel der klugen und törichten Jungfrauen bis zum jüngsten Gericht aufnehmen konnte. So ist der Turmverstärkung der notwendige Raum für den einzigartigen spätmittelalterlichen Portalschmuck zu danken, dessen sich Bern rühmen kann. Ein Maler, der Bernermeister mit den Nelken, und zwei Bildhauer, Erhard Küng und Meister Albrecht aus Nürnberg, teilten sich in diese Aufgabe.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erstrahlten die Chorfenster in ihrem farbigen Bilderreichtum. 1517 kam die Darstellung des himmlischen Hofes an den Schlusssteinen des endlich eingesetzten Chorgewölbes hinzu. Niklaus Manuel bemalte die Halbfiguren und das Gewölbe, in dessen einem Zwickel sein Monogramm samt dem Schwyzerdegen zu finden ist. Ein paar knappe Jahre vor der Einführung der Reformation entstand zum Glück noch das reizvolle Renaissance-Chorgestühl mit der Vielfalt seiner meisterhaften Schnitzereien.

Die Reformation legte dem Münster eine Bewährungsprobe besonderer Art auf: würde es nach der Entfernung seiner 25 reichen Altäre und der vielen kleinen und grösseren Statuen als ein entseeltes Gehäuse zurückbleiben? Einem unbedeutenden Bau hätte dies geschehen können, nicht aber dem Kunstwerk Matthäus Ensingers, das nun vielleicht etwas nüchterner und schwerer erscheint, dafür aber all seine bauliche Schönheit unverbrämt und klar überschaubar zeigen kann.

In seiner schlichten Feierlichkeit bildet es die schönste Ergänzung, die man sich für Musik von Bach oder für die Missa solemnis denken kann. Die Erhebung zum musikalischen Weiheraum ist der Beitrag des heutigen Bern an sein Münster. Sogar die Technik hat sich herangewagt und lässt die Schönheit des Mittelportals und den weithin grüssenden Turm nächtlicherweile im Scheinwerferlicht aufleuchten. Das ist aber zum Glück das einzig Grossstädtische, das dem stolzen Bau zugemutet wird. Abseits vom Verkehrslärm steht er am vollkommensten Platz des alten Bern und schenkt heute wie je Ruhe und Sammlung einem jeden, der sich ihm mit offenem Gemüt nähert.

Blanca Röthlisberger

Sammler sind glückliche Menschen

Diesen Ausspruch soll Goethe getan haben. Ohne die Biographen befragen zu wollen, darf man wohl annehmen, dass er um die beinahe zauberhafte Atmosphäre, welche die Umgebung eines wirklichen Sammlers schafft, und um die seltsame Verwandlung seines ganzen Wesens, wenn er seine Schätze Freunden zeigen und erläutern kann, gewusst hat. Die innere Freude und Bewegtheit, die einen Sammler gleichsam überfallen, ob er sich nun bibliophilen Seltenheiten, altertümlichen Möbeln oder Bildern, kostbarem Porzellan oder wertvollen Münzen verschrieben hat, kann eigentlich nur der Mitmensch ganz ermessen, der selber mit Hingabe solchen Neigungen huldigt. Jede Sammeltätigkeit verlangt grosse Sachkenntnis, die vorerst erarbeitet werden muss. Es geht dabei nicht in erster Linie um den Besitz der ersehnten Stücke, sondern um das Suchen und Aufstöbern derselben. Selbst Finanzmagnaten, wie beispielsweise der Franzose Rothschild oder der Amerikaner Morgan, die in der Lage waren, an Auktionen ganze Sammlungen von Büchern oder Gemälden aufzukaufen, haben sich auf ihren Reisen immer wieder die Mühe genommen, selbst Antiquariate aufzusuchen, und von James de Rothschild heisst es, dass er seine kostbarsten Bücher in den kleinen Butiken gefunden habe.

Wenn ich nun über meine eigene bescheidene Sammlung von Büchern und Dokumenten berichte, möchte ich auf ein Zitat des grossen Bibliophilen Martin Bodmer hinweisen: «Jede Privatsammlung ist das Kind ihres Schöpfers und folgt eigenen Gesetzen.»

Die Entstehungsgeschichte meiner Sammlung, die den Titel «Madame de Staël» tragen könnte, ist keine alltägliche. Wohl war mir damals der erwähnte Name bekannt, wie vielen Menschen, die sich für Literatur und Geschichte interessieren. Ich wusste von der grossen Schriftstellerin und Romantikerin, dass sie sich eifrig mit Politik befasst hatte und später zur Feindin und Gegenspielerin Napoleons wurde; doch ihre Werke hatte ich nicht gelesen.

Vor den Toren Genfs, an den Gestaden des Lac Léman, liegt das idyllische Dörfchen Coppet mit seinem Schloss, einst Treffpunkt europäischer Dichter und Denker, die hier mit der Schlossherrin Madame de Staël ihre Gaben an Klugheit und Intelligenz spielen liessen und worüber der geistreiche K. V. von Bonstetten sagte: «Il se dépense plus d'esprit à Coppet en un jour que dans maints pays en un an.» — Von jeher für die Taten grosser Frauen begeistert, mit einem angeborenen Faible für den Besuch historischer Stätten, von wo man stets einen Hauch aus glanzvollen Zeiten mitzunehmen vermeint, jung und aufgeschlossen für Entdeckungen, was lag näher, als das verheissungsvolle Schloss Coppet zu besichtigen, nachdem mich die Rhonestadt, durch die berufliche Tätigkeit meines Gatten bedingt, für einige Zeit festhielt.

Schon beim ersten Besuche nahm mich das Schloss in seinen Bann, es roch nicht nach unbewohnt, verwaist und alt. Im grossen Bibliotheksaal reihten sich die schön gebundenen Bücher auf den Regalen bis fast zur Decke und schienen einzuladen, nach Herzenslust darin zu blättern, und die alten Musikinstrumente standen dort, als ob sie erst verklungen wären. Das Bewusstsein, dass Madame de Staël mit ihren Freunden in diesem Raum Theater gespielt hatte, klassische Dramen und eigene Komödien, liess eine gewisse Erregung in mir aufkommen, und so wurde mir der Rundgang zu einem ehrfurchtgebietenden Erlebnis. In der Folge zog es mich immer wieder nach Coppet, wo ich mich in Manuskripte und Briefe, die in Vitrinen ausgestellt sind, vertiefte oder mich der Betrachtung der zahlreichen repräsentativen Porträts hingab. Einige gute und ausführliche Biographien brachten mir diese illustre Frau noch näher, und ich begann ihre Werke zu sammeln. — Wie war ich glücklich, nach längerem Suchen die Hauptwerke gefunden zu haben, die ein Pariser Verlag heute noch in schönen, mit Goldornamenten verzierten Halblederbänden herausgibt. Mit diesen Erstlingen kam aber mein Anlauf auch schon zum Stillstand, da weitere Ausgaben auf dem Büchermarkt nicht existieren.

Es galt daher, andere Jagdgründe zu erschliessen, die ich dann in den Antiquariaten fand. Bisher hatte ich die besondere Anziehungskraft dieser eher düster anmutenden Butiken mit ihren verstaubten Gestellen und der etwas muffigen Luft nicht gekannt. Bald aber gewahrte ich, dass das Durchsuchen dieser Fundgruben ein lohnendes und entdeckungsreiches Verweilen ist, um so mehr, da sich die Besitzer oft selbst als grosse Kenner und Liebhaber entpuppten, die mir manchen guten Rat geben konnten. Meine Akquisitionen mehrten sich, und ich begann bereits, von meiner Sammlung zu sprechen. Alle guten Buchantiquariate in unserem Lande machte ich ausfindig und suchte sie bei Gelegenheit persönlich auf. Ich stürzte mich auf Auktionskataloge, die mich hin und wieder bittere Enttäuschungen erleben liessen, wenn meine eingereichten Aufträge an der Auktion überboten wurden. Zum grossen Erlebnis wurde mir der Tag, da ich in einem Genfer Geschäft auf die siebzehnbändige Erstausgabe des Gesamtwerkes von Madame de Staël stiess, die ihr Sohn August drei Jahre nach dem Tode der berühmten Mutter herausgab. Die Antiquariate in Genf haben überhaupt ein besonderes Cachet, man glaubt schon etwas Pariser Atmosphäre zu spüren, fast wie eine Kette reihen sie sich in der Altstadt aneinander. Dort habe ich auch die meisten «trouvailles» gemacht. Die Inhaber kenen mich und senden mir periodisch ihre Kataloge und Listen zu, auch haben sie meine Desideraten notiert. Da kenne ich zum Beispiel Monsieur B., der wohl eine der interessantesten bibliophilen Fundgruben besitzt, wo der Liebhaber viele herrliche Werke erstehen kann, sofern das finanzielle Problem keine Rolle spielt. Er ist selbst ein grosser Sammler und besitzt u. a. eine wertvolle, vermutlich auch vollständige Staël-Kollektion von Erstausgaben, die er während Jahrzehnten zusammengetragen hat. Als ich nach einzelnen Ausgaben liebäugelte, lächelte er und erklärte, dass er sie mir gerne, aber nur en bloc abtreten wolle. Es erging mir jedoch wie vielen jungen Sammlern, die sich freudig Einschränkungen auferlegen, wenn sie etwas Ausserordentliches erwerben können, aber eine Akquisition so grossen Stils war mit meinem Budget nicht in Einklang zu bringen. Dagegen erstand ich zwei schöne Autographen Madame de Staëls.

Anna Seiler

In der heutigen Nummer des «Schweiz. Frauenblattes» soll auch einer grossen und segensreich wirkenden Bernerin ehrend gedacht werden. Es ist dies Anna Seiler, die Stifterin und Gründerin des «Inselspitales». Es soll in kurzen Zügen das innere Bild dieser hochedlen Frau gezeichnet werden, so wie es uns in ihrer Stiftungsurkunde entgegentritt.

Anna Seiler, die Tochter des reichen Edelmannes Peter Ab Berg von Bern, der seit 1322 Mitglied des Rates war, war verheiratet mit Heinrich Seiler ebenfalls Burger und Ratsherr von Bern. Durch ihre Heirat hatte sie in eines der reichsten Häuser des damaligen Bern Einzug gehalten. Von 1322 bis 1328 war ihr Gatte Meister des niedern Spitales in der Stadt. Es muss die Neigung, sich der Kranken und Hilflosen anzunehmen, also irgendwie in der Familie gelegen haben. Gewiss hat Anna Seiler während diesen sechs Jahren tieferen Einblick in das Los und Geschick dieser Menschen erhalten, und vielleicht da schon den Entschluss gefasst, später einmal dieser Menschen in echter, christlicher Nächstenliebe zu gedenken. Die Ehe blieb kinderlos, und der Gatte schloss vor ihr für immer die Augen. Dadurch wurde nun Anna Seiler eine der reichsten Bernerinnen ihrer Zeit. Es kam auch für sie die Zeit, in welcher sie ihr Haus zu bestellen hatte, und in welcher sie mit besonderer Intensität ihr inneres Auge nach der Seite des Seins richtete, welche jenseits der Materie, jenseits von Tod und Grab war. Als sie vor diesem Fragen kreise stand, da hat sie sich erneut des Loses der Leidenden und Armen erinnert. Sie hat sich das seelische und körperliche Leiden dieser menschlichen Brüder und Schwestern vergegenwärtigt, und auf Grund solcher Vergegenwärtigung ist in ihr der grosse und schöne Entschluss gereift: Hier muss geholfen werden. In einer wunderschön geschriebenen Urkunde legte sie ihr Vermächtnis nieder, das darin bestand, dass der hauptsächlichste Teil ihres für damalige Verhältnisse ausserordentlichen Vermögens zur Gründung, Finanzierung und Unterhaltung eines «ewigen Spitales» verwendet werden solle, und dass niemand den Besitz antasten dürfe. Aus dieser Urkunde seien einige Hauptgedanken herausgegriffen, die uns das Fühlen, Denken und innere Wesen dieser hochgesinnten Frau vor die Augen stellen.

«Gedenke, dass du sterben musst!» Viele asketische Mönchsprediger prägten im Mittelalter diesen Ruf in die Gemüter ihrer Zuhörer, die sich bald tiefer, bald weniger tief erfassen liessen. Auch Anna Seiler hatte diese Stimme in ihrem Innern aufgenommen, und aus dieser Stimmung liess sie ihre Urkunde mit den Worten beginnen: «In Gottes namen Amen! Ich Anna Seilerin, burgerin und gesesse zu Berne, tun kunt allen dien, die disen brief ansehent oder hörent lesen, daz ich angesechen han, daz nüt gewisser ist denne der tode und aber nüt ungewissenner ist denne die Stunde des todes und ich nüt überwunden mit einkeiner geverde (durch keine begangene Sünde bestimmt) ... luterlichen dur got, miner selen und aller miner vorderen selen unn (und) aller gelöbigen selen ze heile und ze troste, und ze stetem und ewigem gelügke und zu troste der stat unn der burgeren gemeinlichen von Berne, und dur daz, daz dü sechs werche der erbarmherzigkeit dester bas erfüllet werden, han geordnet ...» So hatte Anna Seiler eine Linie des damaligen Zeitgeistes (der natürlich, wie in jeder Zeit, recht mannigfaltig war) in sich aufgenommen, und ihr Tun und Lassen davon bestimmen lassen. Sie gedachte ihrer Sterbestunde, bestellte ihr Haus. Noch an einem zweiten Punkte war sie dem damaligen religiösen Zeitgeiste verhaftet. Sie bestellte ihr Haus so, dass es ihr, ihrer Vorfahren und der allgemeinen Bürgerschaft zum ewigen Heile gereichen möchte. In der damaligen Zeit herrschte der Glaube, dass man durch fromme Vergabungen an die Kirche sich das ewige Heil erwerben könne. Anna Seiler ist dieser Spur gefolgt. Im Mittelalter sind viele solcher Vergabungen an die Kirche gemacht worden. In einem Punkte aber ist sie nicht dem Zeitgeist gefolgt. Die frommen Stiftungen wurden meistens der Kirche zugewiesen. Anna Seiler hatte ihre Siftung nicht der Kirche sondern dem Staate unterstellt, und damit eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit ihres Geistes bekundet. Ihr Vermächtnis sollte nicht den Reichtum einer Institution vergrössern, sondern ganz allein dem inneren und äusseren Wohle der leidenden Menschen dienen. Das war das Motiv, welches sie bewegte.

Es kann hier die lange Liste der von ihr gestifteten Güter nicht aufgezählt werden. Es soll nur folgendes erwähnt werden. Als gesund fühlende und weitsichtig denkende Frau hat sie für das Spital Häuser zur Verfügung gestellt, «Betriebskapital» bereitgelegt, und durch besondere Bestimmungen für die ökonomischen Bedürfnisse ihrer Stiftung gesorgt. Sie verordnete auch, dass den armen Patienten Gaben verabfolgt werden sollen. 13 Patienten sollten in ihrer Gründung stets Aufnahme finden können. Sie wusste wohl, dass ihre Stiftung den Bedürfnissen auf die Zeit nicht genügen werden könne. Darum forderte sie den Rat auf, das Gut zu mehren und den bescheidenen Anfang wachsen zu lassen. Die Nachwelt hat ihre Stimme gehört. Nicht nur die Regierung der Stadt Bern war für die Vergrösserung des von Anna Seiler im Jahre 1354 gegründeten Werkes, sondern zahlreiche private Donatoren und Donatorinnen haben im Laufe der Jahrhunderte den Anfang, den Anna Seiler gemacht hatte, vergrössert und bereichert. Die Stiftung hat Ort und Namen gewechselt. Am Anfang war das Spital nach seiner Stifterin genannt; heute heisst es «Inselspital», und ist für den Berner zum Begriff geworden. Das «Seilerinspital» stand zuerst «ze Berne in der nüwen stat vor dien predieren». Wer heute vom Bahnhof in Bern auf der «Freiburgstrasse» gegen Bümpliz geht, der geht an der zum Dorfe gewordenen «Insel» vorbei. Zurzeit ist das Spital wieder in wesentlichem Wachstume begriffen. Doch das äussere Wachstum ist nicht das Wesentliche. Viel wichtiger sind zwei andere Punkte. Im Laufe der Jahrhunderte ging von diesem Spital eine segensreiche Wirkung aus, deren Urheberin Anna Seiler gewesen ist. Hunderttausende von leidenden Menschen haben Heilung, Linderung, Trost und neue Lebenskraft an diesem Orte zurückgewinnen dürfen. So war und ist dieses Spital ein Ort reichen Segens. Wie manche Stiftung und Gründung hat eine Aenderung der ursprünglichen Absicht erfahren, ja ist in ihr Gegenteil verkehrt worden. Die Stiftung der Anna Seiler wurde ihrem ursprünglichen Zwecke erhalten. Staat und Spitalleitung haben darüber gewacht dass in dieser Beziehung dem Geiste der Stifterin Treue gehalten wurde bis zur heutigen Zeit. Wer das Inselspital in Geschichte und Gegenwart kennt, der weiss dieses. Im kommenden Jahre feiert das Inselspital sein 600jähriges Bestehen. Möge dieses auch in der Zukunft so bleiben. Die Berner haben der Stifterin ihrer «Insel» auf dem «Seilerinbrunnen» ein kleines Denkmal gesetzt, um ihr auf diesem Wege das wohlverdiente, ehrenvolle Gedenken entgegenzubringen.

Pfr. A. Wildberger, Inselspital

Bildung zur Selbsthilfe im Berner Oberland

I.

Die Organisation

In der weiten Welt ist der Name «Berner Oberland» — «L'Oberland Bernois», «The Bernese Oberland» — ein Ferienbegriff. Und ganz nach individueller Erfahrung und Geschmack erstehen bei seinem Anruf Bilder der Erinnerung oder erst des Wunsches, in Form kühner Hochgebirgskletttereien, Wanderungen über Alpweiden oder entlang blauer Bergseen. Dem einen sind es die Bergbahnen, dem anderen die Skilifts; Herdenglocken oder stiebende Skiabfahrten! Und wiederum dem einen Kopf schweben die luxuriösen Hotels mit Kurorchester und Barbetrieb vor, dem anderen die ungezwungene Atmosphäre in bescheidenen Pensionen, oder gar in der Ferienwohnung, im «Chalet». Kurzum, sommers- oder winterszeit, jedem und allen: «Wie es euch gefällt».

Wie verschieden aber von diesen unbeschwerten Vorstellungen ist das Berner Oberland im «Alltagsgewand».

In den Berichten, Berechnungen und Tabellen, wie sie zusammengetragen und erstellt werden durch die

Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes

in Interlaken, begegnen wir der Hotellerie unter der Rubrik «Logiernächte», den Bergbahnen unter «Frequenzvolumen», und man weiss dabei auch etwas über die Verhältnisse der Bahnangestellten und -arbeiter, die zu einem guten Teil nur saisonweise beschäftigt sind, und die gar oft ihre Gesundheit den Unbilden der Hochgebirgswitterung und einer in so vielen Beziehungen unwirschen Arbeit ausgesetzt wissen. Auch den Souvenir-Artikeln begegnen wir hier, freilich nur den schönen und echten unter ihnen; nämlich durch die Fenster der Volkswirtschaftskammer erkennen wir sie unter den Fittichen der vielseitig ausgebauten gemeinnützigen Organisation der Oberländer Heimarbeit. — Die Herdenglocken? Hier redet man von den Existenzverhältnissen der Bergbauern.

Die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes ist eine neutrale Institution, 1919 gegründet, welche die Interessen der verschiedenen Wirtschaftszweige wahrt und durch geeignete Massnahmen die Lebensbedingungen in den bernischen Alpentälern hebt. So umschreibt sie selber einen ihrer Programmpunkte. Die Mittel dazu erhält sie zu einem Teil vom Staat, zu einem anderen von den oberländischen Gemeinden, die ihr alle angeschlossen sind, und durch eine grosse Zahl von Einzel- und Kollektivmitgliedern.

Wir haben der Sekretärin der Volkswirtschaftskammer, Fräulein Margrit Zwahlen, zwei Fragen vorgelegt. Einmal, ob ein Teil des Wirkens der Kammer auch den Frauen zugute komme, und wenn ja, in welcher Weise die Kammer die Frauen in unseren Bergtälern erreiche. Zwischen Kommissionssitzungen und Telephonanrufen hat uns Fräulein Zwahlen entgegenkommend und hilfreich alle wünschenswerten Angaben vermittelt.

Kein Zweifel, wo immer und in welcher Weise es geschehen mag, die Lebensbedingungen gehoben werden, da empfangen auch die Frauen.

Durch die umfangreiche Bildungsarbeit, die die Kammer bewältigt, zum Teil mit eigenen Lehrkräften und immer mit eigenen Hilfsmitteln, wird schon seit Jahren das hinterste und abgelegenste Bergdorf erreicht. Im bezüglichen Programm für das laufende Jahr sind schon jetzt 180 Kurse und mehr als 100 Vorträge festgelegt über landwirtschaftliche, ökonomische, kunstgewerbliche (Förderung der Heimarbeit!) und ethische Fragen. Viele davon werden von Frauen besucht.

Dazu kommen die hauswirtschaftlichen Wanderkurse und die Näh- und Flickkurse.

Im Kanton Bern ist der Hauswirtschafts-Unterricht für Schulmädchen obligatorisch. Aber nicht jeder Berggemeinde ist es möglich, eine Schulküche einzurichten und zu unterhalten, geschweige, eine Hauswirtschaftslehrerin anzustellen. Die Volkswirtschaftskammer stellt den abgelegenen Gemeinden mit kleiner Schülerinnenzahl ihre beiden Lehrerinnen und ihre Wanderküche zur Verfügung.

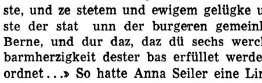
In neun Gemeinden sind auch in diesem Winter die Schulmädchen durch die Kammer in ihrem Obligatorium unterrichtet worden. Und in ungefähr 20 Weiterbildungs-Kursen wurden den Erwachsenen bessere und neuere Arbeitsmöglichkeiten gezeigt. Im laufenden Programm lesen wir die folgenden Themen: «Bügeln und Kleiderpflege», «Praktisches Haushalten», «Waschmethoden oder Arbeitserleichterungen», «Kurse für gutbürgerliche Küche», «Neuzeitliche Ernährung und neuzeitliches Kochen», «Krankenernährung und Diätküche», «Gesundheitslehre». Dazu kommen 52 Näh- und Flickkurse, einschliesslich Bubenhosenkurse und selbst ein Instruktionskurs für die Kursleiterinnen.

Vor knapp einem Jahr ist im gleichen Kreise noch ein neues und bedeutendes Werk geschaffen worden, nämlich die unentgeltliche Rechtsberatungsstelle für Frauen im Berner Oberland. Den Grundstein dazu legten die Eltern des unlängst und allzufrüh verstorbenen Fräuleins Hanny Iseli aus Spiez. Während Jahren hatte sich Fräulein Iseli, auch im Rahmen der Volkswirtschaftskammer, um gemeinnützige Werke und als erste Kursleiterin für Gemüse- und Ackerbau verdient gemacht. Die nun zu ihrem Andenken geschaffene Rechtsberatungsstelle für unsere Frauen steht unter dem Patronat der Oberländischen Frauenhilfe und der Volkswirtschaftskammer und wird geleitet von Frau Dr. Humbert-Böschenstein, Fürsprecherin in Gunten (Zentralpräsidentin des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein).

Es interessiert uns, wie nun ein Kurs in irgendeinem oberländischen Dorfe zustandekommt. Wie vorausgenommen, stellt die Volkswirtschaftskammer die Lehrkräfte, und wo notwendig, Einrichtung und Material zur Verfügung. Anmelden können sich, auf Kursausschreibung hin, alle oberländischen Gemeindebehörden, ebenso die interessierten Fachorganisationen. Es kann aber ein ungerades Mal vorkommen, dass es der örtliche Frauenverein etwas schneller merkt, als die Gemeindebehörde oder die Fachorganisation, dass «etwas» geschehen sollte, und dann meldet halt der Frauenverein einen «Mähkurs» oder einen solchen über «Ackerbau und Bodenverbesserung» an, und auch dann wird er sicher unter starker Beteiligung durchgeführt.

Natürlich sind es vorwiegend die Frauenvereine, die sich für die hauswirtschaftlichen Veranstaltungen interessieren. Wo diese Vereinigung fehlt, tritt an ihre Stelle manchmal eine aufgeschlossene Frau, sei es die Dorfschullehrerin oder die Pfarrfrau. In Gsteigwiler z. B., wo seit einigen Wintern die abendlichen Flick- und Nähkurse durchgeführt werden, klopft eine Einwohnerin des Dorfes an jede Haustüre und fragt entweder die Mutter oder die erwachsene Tochter, ob sie Lust hätten, einen entsprechenden Kurs zu absolvieren. Sobald sie ihre Frauen zusammen hat, wird der Kurs organisiert.

Elsa Nydegger



Mit dem auswechselbaren

Suber Geschirrwascher

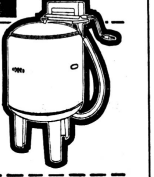
waschen Sie das Geschirr in kochendheissem Wasser unter Schonung Ihrer Hände schneller und sauberer. Das Geschirr trocknet von selbst. Verschiedene Grössen für Privathaushalt, Betriebe wie auch für Rahm- und Joghurtfläschchen. Spezialausführungen für Radiatorenputzen, Abstauben, Tapetenwischen und Bodenflaumen sind ebenfalls erhältlich. Verlangen Sie im Haushaltungsgeschäft ausdrücklich Marke «SUBER».

Waschmaschinen, von denen man spricht...

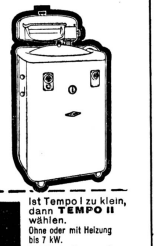
Für den Kenner eine Augenweide, für die Hausfrau eine Freude!

ADORA

die Klein-Waschmaschine ohne Heizung zum niedrigen Preis.
Für alle erschwinglich!
Gründliches schonendes Waschen.
Preis ab Fr. 493.—



TEMPO



TEMPO I das Bijou für Küche oder Badezimmer.
Ohne oder mit Heizung bis 3 kW.
Mit Laugenpumpe ausgerüstet.
Formschön u. praktisch. Beste Waschresultate. Tausendfach bewährt.
Preis ab Fr. 615.—

ZUG
VERZINKEREI ZUG A.G.
ZUG TEL. (042) 4 03 41

Ist Tempo I zu klein, dann **TEMPO II** wählen.
Ohne oder mit Heizung
Elektrische Mange und Laugenpumpe.
Preis ab Fr. 1100.—
Alle nähern Angaben durch das Fachgeschäft oder durch den Fabrikanten

Beide Originalbriefe sind im Exil im Jahre 1813 in London geschrieben worden und an ihren dortigen Arzt Dr. Marcet gerichtet. Freundlicherweise lud mich Monsieur B. zu einem Glase Porto ein, dem besten, den man in Genf erhalte, wie er schmunzelnd bemerkte, und bei anregender Konversation verging die vormittägliche Stunde nur zu rasch. So besteht oft zwischen Antiquar und Amateur eine sehr angenehme, wenn auch geschäftliche Freundschaft.

Die Betonung meiner Staëlschen Büchersammlung liegt eigentlich mehr auf den Werken über Madame de Staël, die heute nur noch wenige Lücken aufweist. Eifrig hielt ich während der zwölf Jahre meiner Sammeltätigkeit auch Ausschau nach Bildern dieser bedeutenden Frau. So besitze ich u. a. einen Stich von L. Bouvier, der im Todesjahr Madame de Staëls, 1817, vom Maler selbst graviert wurde, nachdem er ein Jahr zuvor das Porträt von ihr im Schloss Coppet gemalt hatte. Weiter gelang es mir, aus ausländischem Besitz eine seltene und kostbare Miniatur von Mme. de Staël zu erwerben, die von niemand Geringerem als der berühmten französischen Künstlerin Mme. Vigée-Lebrun gemalt wurde. Da Madame de Staël ihr Bild meistens für Freunde in Auftrag gab, bin ich bemüht, den Bedachten ausfindig zu machen, was mir bisher leider noch nicht gelungen ist. Eine Spur weist auf den französischen Diplomaten und Freund Prosper de Barante hin, doch habe ich trotz Studium seiner achtbändigen Souvenirs keine Bestätigung gefunden.

Dass sich meine Sammlung mit der Zeit auch auf den Kreis um Madame de Staël ausgedehnt hat, versteht sich von selbst. So besitze ich Werke ihres über alles geliebten Vaters und ihrer Mutter Madame Necker, die selbst eine gefühlvolle Schriftstellerin war, ihres erstgeborenen Sohnes August, wie auch ihrer Freunde, Benjamin Constant und anderer.

Marta Morf

Gustava Iselin-Haeger zum 75. Geburtstag

am 12. Juni

Wer am kulturellen Leben von Basel Anteil nimmt, der ist gewiss bei einer Veranstaltung, einem wissenschaftlichen Vortrag, der Vorlesung eines weltberühmten Dichters im Konzert oder im Theater, einer älteren aber noch quicklebendigen Dame begegnet, die auf den Knien ihr Skizzenbuch aufgeschlagen hat und mit raschen prägnanten Strichen und Konturen das Porträt eines Prominenten oder aber auch eines unbekannten Zuhörers festhält. Wer dieser Künstlerin neugierig über die Schulter gukken und einen Blick auf ihre Zeichnungen werfen konnte, der wird von der jugendlichen Verve der Bleistiftcroquis überrascht sein. Kennt man aber Frau Professor Iselin-Haeger, die Gattin des bekannten Chirurgen näher, dann ist man von ihrer frischen und unverbrauchten Spannkraft und ihrem künstlerisch wachen Empfinden noch mehr überrascht, denn es ist nicht alltäglich, dass eine schöpferisch und künstlerisch tätige Frau auch noch Mutter von vier Kindern sein konnte, einem grossen Haushalt mit mannigfachen Pflichten vorstehen kann und dennoch Zeit und Musse findet, sich der Lieblingsbeschäftigung hinzugeben, zu malen und zu zeichnen. Als Tochter des kk. Baurat, des Architekten Haeger in Berlin geboren, hat sie den künstlerischen Sinn des Vaters schon mit in die Wiege gelegt bekommen. Als wir vor einiger Zeit im Basler Lyceumclub Kinderzeichnungen von Künstlerinnen sehen konnten, da überraschten die impressionistisch gesehenen und sicher komponierten Zeichnungen der neunjährigen Gustava, etwa jene anmutige fin-de siècle-Stimmung in einem Wirtshausgarten mit der Mutter und der Schwester. Später hat sie dann bei dem tüchtigen Könner Adolf Meyer in Berlin Anatomieunterricht genossen, und als Professor Max Liebermann für ein Kränzchen junger Damen, denen er Unterricht erteilen wollte, noch ein begabtes Fräulein suchte, da stiess er auf Gustava Haeger, an deren Arbeiten er freilich wenig herumzukorrigieren hatte, wie er aber doch einmal etwas einwenden wollte, da pariert die junge Künstlerin mit treffendem Berliner-Mund, worauf der Meister meinte: «Na, Ihnen kann man ja nichts mehr beibringen!» Gustava wurde von da an doch etwas vorsichtiger und machte künftig keine Einwendungen mehr, wenn der witzige Liebermann etwas zu bekritteln hatte, worauf er schliesslich herausplatzte: «Na, so sagen Sie doch endlich wieder mal was!» Die Studien im Atelier des grossen deutschen Impressionisten haben vorhandene Anlagen — Gustava Haeger sah schon vorher mit den Augen einer Impressionistin — stark gefördert und sie im Glauben an die künstlerische Berufung gestärkt. Auch als sie 1906 ihre Ehe mit dem jungen Basler Arzt Hans Iselin einging, das Gattin- und Muttersein neue Aufgaben brachte, so ist sie dennoch ihrer alten Liebe, der Kunst, nicht untreu geworden, auch wenn nun das eigene Schaffen etwas in den Hintergrund treten musste. Im Gegenteil, ihre Kinder haben sie wiederum zu schöpferischem Tun inspiriert, wie die beiden reizenden lithographierten Büchlein «Faustinas erstes Lebensjahr» und «Aus Faustinas Reich» in anmutiger Art beweisen. Aber auch Reisen nach Griechenland, auf Rügen — der Heimat ihrer Vorfahren — Greifswald und England fanden ihren Niederschlag in Mappen von frischen und lebendigen Lithographien, die sie selbst auf den Stein gezeichnet hatte; und schliesslich wollen wir das «Musikbüchlein» nicht vergessen, in welchem sie zum Beispiel Edwin Fischer trefflich abkonterfeite, oder den zuhörenden Erzherzog Eugen.

Die GSAMBA-Ausstellungen, Weihnachtsausstellungen in der Kunsthalle wie jene intimeren Veranstaltungen des Lyceumclubs haben uns auch mit ihrem malerischen Werk, Porträts und Landschaften und zarten Pastellen vertraut gemacht. Gustava Iselins grösstes Interesse aber findet der Mensch, die eigenartige und bedeutende Persönlichkeit; ihre Mappen mit Porträtzeichnungen von Prominenten im Reiche des Geistes — oft mit deren Autogramm versehen — sind kleine Kostbarkeiten, wie etwa die im Kupferstichkabinett des Kunstmuseums vorhandenen Blätter mit Prof. Wölfflins Bildnis oder jenes des greisen Ortega y Gasset, die zeigen mit welch reger Anteilnahme Frau Prof. Iselin das Geistesleben der Rheinstadt verfolgt und wie sie immer wieder versucht in wesentlichen Strichen das Ausserordentliche und Prägnante eines Modells festzuhalten. Allein um dieser Porträtsammlung wegen, müsste man dieser liebenswürdigen und geistreichen Frau beim Anlass ihres 75. Geburtstages ein Kränzlein winden— ihr, die mit uns Jüngeren jung geblieben ist, und noch in diesen Tagen am lebensgrossen Porträt des Malers Max Kämpf malt, das den Künstler in einer seiner ekstatischen Haltungen zeigt — ihr wünschen wir noch viele Jahre fröhlichen und emsigen Schaffens.

-thy-

Hotel Bärghuus
WILDERSWIL b. Interlaken
geöffnet Mai - September
Heimeliges Ferienhotel in ruhiger Lage. Herrliches Exkursionsgebiet
Pensionspreis Fr. 11.50 bis 14.—
Tel. (036) 961

Horlogères, . . . amazones, . . . Jurassiennes!

Le Jura bernois n'a pas la beauté glorieuse des sommets de l'Oberland, ni de ses villages charmants faits de chalets fleuris. Il n'a rien non plus du cachet artistique de Berne, votre belle ville où nous, les Jurassiennes, suivons les arcades, flânons dans les vieux quartiers et disons: Tout de même Berne, c'est Berne!

De Bienne à Porrentruy, de Saint-Imier à Laufon, pays de vallées et de hauts pâturages, voilà notre Jura. Tout cela c'est austère, c'est discret. A le bien regarder, on voit que le Jura est beau, d'une beauté difficilement analysable, sans grandeur, mais si attachante qu'on ne saurait l'enlever de son coeur. C'est pour cela qu'on chante avec sérieux la naïve chanson: «Rien ne vaut notre Jura!»

Dans nos grands villages, les fermes perdues, les usines où les bourgades, les femmes ont leur place, leur très grande place. C'est qu'elles participent à la vie commune d'une manière si totale qu'elles marquent de leur personnalité non seulement la famille, mais toute la vie sociale à laquelle elles participent.

Le Jura bernois est un cousin un peu lointain, un peu perdu, pauvre par périodes et remuant à ses moments, aussi. Jusqu'à Berne, n'est-ce-pas, c'est déjà loin. D'un côté il pousse jusqu'à la frontière alsacienne, de l'autre jusqu'aux gorges du Doubs. Il faut vivre entre ces limites. Cela veut dire: il faut se débrouiller.

Le Jura-Nord c'est Porrentruy, c'est l'Ajoie. Ah! l'Ajoie, pays des vergers et des beaux horizons de France. L'Ajoulotte, cette terrienne de tradition, traverse chaque semaine les villages. C'est le marché à Porrentruy. Plus beaux que les plus beaux légumes, plus savoureux que les fruits nouveaux, son langage étonne et enchante celui qui ne le connaît pas. Ce patois si pur et si rude à la fois, par quel miracle se maintient-il encore de façon si parfaite? Ah! c'est que les Ajoulottes ne veulent pas l'abandonner. Il est serré dans leur coeur comme la «boyatte» (mouchoir de couleur) est serrée sous leur cou. Elles le chuchottent autour des berceaux et l'école seulement apprendra le français aux enfants. En été les travaux de la ferme, en hiver la fabrique. La femme travaille chez Burrus, ce cigarre est connu partout, n'est-ce-pas? Ou bien elle a une machine Dubied, tricote pour la bonneterie. Elle est «piéteuse», comme on dit.

A Porrentruy, petite ville bourgeoise et justement fière de son château moyennâgeux, le dialect se perd. Le beau français est à l'honneur. Les femmes suivent la vie intellectuelle de la cité et font même parfois salon. Nous voilà très près de la France.

Moutier, cité industrielle tellement vivante, Delémont avec son école normale de jeunes filles qui attire chez elle tout un petit monde sérieux assez moderne, qui s'éparpille ensuite dans le Jura.

En retrait de ces centres vit une population qui se déplace plus difficilement. Comment, par exemple, les femmes du Petit-Val iraient-elles gagner leur vie au dehors? Les chemins sont longs, les pentes raides à gravir, et c'est tellement solitaire! Mais la nature apporte de belles compensations. Tristes, ces femmes isolées? Négligées, parce que les étrangers passent rarement devant leur porte? Vraiment non. Intelligentes et vives, elles secondent bravement les hommes. Leur patois régional se perd. Ma mère m'a raconté l'histoire charmante de cette paysanne assise près du lit où se mourait son mari qu'elle avait parfois mené: «Quand je serai mort, lui disait-il, tu vendras cette terre-là. Cette autre, tu la garderas.» La femme qui savait fort bien ce qu'elle aurait à faire, interrompit le moribond et tapotant l'oreiller: «Meurs per adé, nos v'lans bie fare» (Meurs seulement, nous voulons bien faire.)

Et les «Taignottes»? (femmes des Franches-Montagnes)? Malicieuses et bourrues parfois, mais si bon coeur, ces femmes-là! La gloire de leurs pâturages et des grandes étendues ont marqué leur caractère. Bien sûr, on fait de l'horlogerie, là-haut. Mais il y a surtout les chevaux, les beaux chevaux. Ils sont la richesse et l'orgueil du pays. Avec eux les filles ne font pas les délicates. Les avez-vous vues tôt le matin, ou dans les incomparables soirées d'été galoper sur leur monture, fougueuses amazones? Une selle? Des éperons? Pas absolument nécessaires! Elles se cramponnent fort aisément à la crinière, sautent, trottent, belles comme de fières déesses de la liberté. «Hue la grise! Plus vite! Il faut s'entraîner pour le prochain marché-concours de Saignelégier!»

Ces grandes étendues nous ramènent au Jura-Sud: Tramelan, Vallée de Tavannes, Vallon de Saint-Imier. Les montagnes se resserrent, la terre s'appauvrit. Pour vivre il a fallu s'engénier. Un atelier, puis un autre atelier d'horlogerie s'est ouvert. Depuis quand? Il y a si longtemps qu'on ne sait plus. On ne conçoit pas le Jura sans «micros», ni quinquet.

Jeune enfant, je suis entrée souvent dans ces ateliers de fortune — une chambre — où toute la famille travaillait en silence. Devant les fenêtres d'où l'on écartait les rideaux blancs, s'alignaient les établis. On faisait les sertissages, des réglages aussi. A quatre heures, une des femmes se levait. Elle apportait le pot de thé à la canelle que l'on se passait sans ralentir le travail. Parfois un chant montait, repris en choeur par tout le monde. C'était presque toujours un cantique. Vers cinq heures, la mère disait: «C'est l'heure, mon garçon. Il faut aller traire», et à un autre: «Va acheter des spiraux et surtout ne rouille pas!» Il fallait encore finir une «grosse» pour la livrer le soir.

C'est ainsi que les femmes, pendant longtemps, ont fait cette écrasante besogne: la ferme est l'atelier simultanément forme d'activités jumelles aujourd'hui révolue. Maintenant les femmes travaillent en fabrique. Ah! mais les fabriques d'aujourd'hui: modernes, spacieuses, aérées. Et remplies d'un monde en blouses blanches avec — surtout chez les régleuses — des mains aussi soignées que celles des médecins.

Sept heures! C'est l'ouverture des ateliers. Un brin coquettes, les femmes ont déposé le bidon à la laiterie. Elles repasseront à onze heures. Vite il faut préparer le dîner, le servir et repartir déjà pour la fabrique. Mais la maison est encaustiquée, la vaisselle en place. Cette ordonnance dans le travail, cette animation aux heures fixes donnent un rythme particulier à tous nos villages. Nous marchons au pas des horlogères. Parce que, n'est-ce pas, elles contribuent, pour une large part, à l'extraordinaire développement de la vie économique. Elles font les parties les plus délicates de la montre. Qui a vu une régleuse à son établi a compris ce qu'il faut d'attention, de calme et de délicatesse manuelle pour être une ouvrière qualifiée. On dirait que nos horlogères sont nées avec des yeux plus parfaits, des mains plus légères que les nôtres. Ah! le beau métier que le leur.

Mais le Jura-Sud a aussi ses femmes-paysannes. Elles ont eu, comme ailleurs, un énorme travail à fournir pendant la guerre. Elles en ont conservé du courage und de l'audace dans leur travail. Si bien qu'à leur tour, elles ont gagné leur maîtrise dans la paysannerie. Elles cherchent à se développer dans leur domaine et beaucoup fréquentent les cours-ménagers de l'Ecole d'agriculture de Courtemelon. Là elles ont la révélation de la beauté de la terre et du travail de ses serviteurs.

Si les femmes-horlogères propagent chez nous un esprit de progrès et de juste émancipation, nos femmes-paysannes maintiennent, elles, les plus solides traditions de la vie familiale et représentent un élément indispensable de stabilité sociale.

On peut se demander dès lors si la femme jurassienne tellement accaparée par le travail manuel a encore la possibilité et le désir de se cultiver. Disons-le tout de suite, il n'y a pas de centre de haute culture au Jura bernois. Cependant beaucoup de femmes cherchent à se développer. Elles suivent les cours des conservatoires de Bienne et de La Chaux-de-Fonds, vont au Théâtre de Neuchâtel, participent aux séances de la Société d'Emulation Jurassienne. Elles ont souvent un bel esprit d'initiative. Combien d'entre elles sont à la tête de fabriques d'horlogerie, deviennent courtières, possèdent des commerces importants et collaborent ainsi à la prospérité du Jura.

La Ligue des Femmes catholiques au Jura-Nord et l'Association des Femmes protestantes jurassiennes au Sud sont très vivantes et en plein essor. Ces groupements organisent de causeries réligieuses, mais également des conférences d'ordre social, éducatif et artistique.

Bien sûr nous n'avons pas eu au Jura une Emma Pieczynska-Reichenbach. Pourtant, au XVIIIe siècle, une femme de chez nous sortit du rang: Mme Morel, née de Gélieu, épouse du doyen Morel de Corgémont. Elle traduisit en vers français les poésies fugitives de Schiller, en composa elle-même de remarquables, reçut dans sa demeure, tour à tour, Belle de Charrière, amie de Benjamin Constant avec lequel elle entretint un correspondance. Elle accueillit dans son salon le duc de Mecklembourg-Strelitz, beau-frère de la reine Louise de Prusse, le général Voirol, Mme de Cabris, soeur de Mirabeau, Léopold Robert, le peintre et la maison de son mari devint un centre de culture, dont elle fut le plus bel ornement. Et cela dans un petit village jurassien. Plus tard, Mlle Marie Mouillet, belle-soeur du peintre Juillerat de Sornetan, se distingua elle-même par ses aquarelles. Aujourd'hui, enfin, deux femmes jurassiennes se font un nom dans la littérature française. C'est à Paris Clarisse Francillon de Saint-Imier et, à Genève, Yerta Maléra de Sornetan.

Mais voici que, brusquement, je retombe dans la prose la plus réaliste de la vie quotidienne. Le bétail du village passe sous mes fenêtres pour aller à la traite. Au bout de la rue, les premiers ouvriers apparaissent. Une corbeille de fraises à la main, les horlogères se pressent. Il y aura ce soir de bons gâteaux sur la table. Il faut bien, moi, que j'aille aussi, après avoir fait ce petit tour d'horizon au Jura, faire un autre tour dans ma cuisine.

Denise Wyss

Afrika 1952 – Schweiz 1952

Ich entnehme die folgenden Zeilen dem ausgezeichneten Buche «Tschad» von René Gardi. Im Kapitel «Kontraste» schildert uns Herr Gardi den von westlicher Zivilisation beleckten Neger, den «évolué», den er in der Tschad-Provinz in Zentralafrika angetroffen hat. Diese «évolués» sind wohlangezogene, tüchtige Leute, Arbeiter, Chauffeure, Büroliste. Ihre Frauen aber lassen sie nach Möglichkeit nicht an ihren Errungenschaften, auf die sie selbst zwar weidlich stolz sind, teilnehmen. Lesen wir da einmal, was Herr Gardi schreibt:

«Ich sprach mit einem schwarzen Lehrer einer amerikanischen Methodisten-Missionsschule. Er ist ein gebildeter Mensch, aber er erlaubt nicht, dass seine Frau zur Schule kommt. Weshalb denn nicht? ‚Das ist nicht gut für die Frau, es bringt sie bloss auf böse Gedanken.' Zu Hause in seiner Hütte sehe ich zu, wie er sich von der Frau und den Kindern bedienen lässt, er isst allein, wie es sich für einen ‚évolue' geziemt, mit Messer und Gabel von einem weissen Teller.»

Weiter lernen wir im Kapitel «Strassen, Pisten und Fähren» einen schwarzen Schreiber kennen, der im Süden Kameruns, seiner Heimat, seine Ferien verbringen will:

«Der kleine quecksilbrige Mann sprach ziemlich perfekt Französisch und Englisch, und bei den Aufenthalten schwatzte er uns fast zutode, wollte beweisen, wieviel er von Europa wisse, fragte nach unseren Ansichten über dieses und jenes in Afrika, und ich bin gewiss, dass er Mitglied einer sehr radikalen Partei war.

In seiner Begleitung reisten zwei schwarze Damen in den praktischen schwarzen Serualhosen mit weissen Stickereien an den Hosennähten, so wie sie in der Sahara gebräuchlich sind, ausserdem trugen sie sehr, sehr violette Blusen mit weiten Puffärmeln. Die beiden Damen wirkten wie eine jugendliche Mutter und ihre etwa siebzehnjährige Tochter; es waren aber die beiden legal geheirateten Frauen des Kamerunesen — gegen gutes Geld seinerzeit erworben, die sich zu unserer Verwunderung ausgezeichnet vertrugen, besonders dann, wenn sie sich gegen den Mann verschworen hatten, um irgend etwas von ihm zu ergattern.

Er, der Schreiber, der zwei Europäersprachen und etwa vier Eingeborenendialekte spricht, weiss, was sich für einen «entwickelten Afrikaner» gehört. Er schläft nicht mehr auf einer Matte, sondern lässt sich am Abend von seinen Frauen das Feldbett aufstellen und das Moskitonetz darüberspannen. Die Damen aber nächtigen links und rechts vom Bette ihres Herrn und Gemahls auf der Erde.»

So sind die Sitten im schwarzen Erdteil. Und nun wollen wir sehen, wieviel schöner es bei uns, im Lande der Stauffacherin, ist:

Die Frauenbefragung in Genf hat einige wakkere Tellensöhne zu «männlichen» Taten angespornt. Sie haben die «Stimmzettel» ihrer Ehefrauen zerrissen, um sie damit vom «Stimmen» abzuhalten. Eva hat allerdings doch Mittel und Wege zum Urnengang gefunden, auch jene Mitschwester, die Jahre hindurch ihre Familie mit ihrer Arbeit als Putzfrau erhalten hat, während der Gatte bis vor kurzem dem Trinken oblag. Dieser senkrechte Eidgenosse drohte, dass er aus dem Blaukreuz austreten werde, falls seine Frau stimmen gehe. «... hast noch der Söhne ja. .»

Ein verängstigtes Weiblein fragt eine Briefkastentante an, ob es sich gefährlich strafbar gemacht habe. Es müsse über jeden Rappen bei seinem Mann Rechenschaft ablegen. Da habe es sich nun eine Tafel Schokolade gekauft, nach der es sich einfach arg gelüstet habe und den Betrag im Haushaltsbuch verschleiert. Der gestrenge Haushaltsvorstand drohe ihm nun mit Polizei und Gericht wegen Unterschlagung.

Als in der auf ihre Industrien und die Universität stolzen Stadt Basel im Grossen Rat das Traktandum «Frauenbefragung» aufs Tapet kam, hat der Begründung von Regierungsrat Peter niemand zugehört; es wurde dazwischengeredei viele Stadtväter ergriffen die Flucht aus dem Saal und — «nai au, wie luschtig!» — es entstand, so lautet der protokollgemässe Ausdruck, Heiterkeit.

Noch einige Müsterchen aus der ältesten Demokratie? Nein, genug! Hoffen wir, dass wir es noch erleben, dass unser Vaterland doch noch einmal annähernd so fortschrittlich wird, wie es schon so lange in 1.-August- und anderen Reden in mehr oder weniger federalem Deutsch gerühmt wird.

g-s.

Denkt alle daran

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine erinnert daran, dass das neue Bürgerrechtsgesetz, das am 1. Januar 1953 in Kraft getreten ist, den Schweizerinnen, die durch Heirat mit einem Ausländer ihr Bürgerrecht verloren haben, die Möglichkeit gibt, im Laufe des Jahres 1953 ein Wiedereinbürgerungsgesuch zu stellen. Nur Gesuche, die vor Ende des Jahres 1953 eingereicht werden, können berücksichtigt werden.

Der Vorstand des Bundes schweizerischer Frauenvereine bittet Verwandte und Bekannte von ehemaligen Schweizerinnen im In- und Ausland, dieselben auf die sich ihnen bietende einmalige Möglichkeit der Rückbildung aufmerksam zu machen. Er bedauert, dass sich in gewissen Ländern Schwierigkeiten zeigen, indem den Gesuchsstellerinnen das durch Heirat erworbene ausländische Bürgerrecht bei der Wiedererwerbung des Schweizerbürgerrechts entzogen wird. Die schweizerischen Konsulate und Gesandtschaften im Ausland geben darüber jede nötige Auskunft.

In der Schweiz müssen Gesuche für Wiedereinbürgerung den zuständigen kantonalen Amtsstellen oder dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement in Bern eingereicht werden.

B. S. F.

Vor der Bundesfeier 1953

Vom Schweizerischen Bundesfeier-Komitee wird uns geschrieben: Mit dem 1. Juni hat der Verkauf der Bundesfeier-Karten eingesetzt. Sie werden von allen Helfern, die sich in den Dienst der Bundesfeier-Sammlung stellen, wie Schulen, Vereinen aller Art, auch Kiosken und Bahnhofbuchhandlungen feilgeboten. Diese Karte ist eine Huldigung an Kunstmaler Ferdinand Hodler, dessen Geburtstag sich vor kurzem zum hundertsten Male gejährt hat. Sie zeigt ein Bild aus seiner Frühzeit. einen Bauern, wie er, mitten im Grün stehend, die Sense wetzt, um für sein Vieh das tägliche Futter zu schneiden. Ein Sujet, wie es landauf, landab bekannt ist. Möge diese Volkstümlichkeit und die verdiente Ehrung für einen unserer grössten Mitbürger der Karte eine gute Aufnahme sichern.

Von Büchern

Die Bernerin, in der Serie Berner Heimatbücher, Verlag Paul Haupt, Bern.

Die Berner Frauen haben es sich nicht nehmen lassen, auf die grosse Berner Feier hin einem grösseren Kreis in Erinnerung zu bringen, dass im sozialen, kulturellen und politischen Leben auch die Berner Frauen ihren Platz behauptet und ihre Aufgabe erfüllt haben. In schönen, zum Teil unveröffentlichten Photos lernt man diese Frauen kennen, eine Anna Seiler, Julie Bondeli, Maria Waser, Bertha Trüssel, Emma Graf, Amelie Moser und andere, wie sie alle mitgebaut haben am heutigen Leben, an der heutigen Stellung der Frau, die Bäuerin sowohl wie die Patrizierin. Das sehr schön ausgestattete Heimatbuch der Bernerin gilt vor allem als Festgabe für Rosa Neuenschwander zu ihrem 70. Geburtstag, umfasst 64 Textseiten, 16 Bildtafeln und eine Farbtafel und kostet 4.50 Franken. Es ist kulturell und geschichtlich eine schöne Gabe an alle «frauenbewegten» Leser. An dem Buch haben mitgearbeitet: H. Wäber, Elisabeth Baumgartner, Helene Stucki, Elisa Strub, Agnes Debrit-Vogel, Nelly Jaussi und Katharina Schütz.

Maria Lutz-Gantenbein, «Die Muschel», Gedichte. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Ein drittes mal veröffentlicht Maria Lutz-Gantenbein einen schmalen Band Gedichte. Ihr ist die seltene Gabe eigen, leidenschaftlich Erlebtes in Lust und Leid, tief Empfundenes in Landschaft und Naturgeschehen in klarer und dennoch verhüllter Wahrhaftigkeit im Gedichte auszusagen. Ohne Manieriertheit, fern von Routine, gleichsam einem inneren musikalischen Gesetze folgend, gibt die Dichterin ihrem Erleben gültige Form in erlesener, aber nie gekünstelter Sprache.

EB.

Mitteilungen des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Aus der letzten Vorstandssitzung

Die Präsidentin, Frau G. Haemmerli-Schindler, begrüsste herzlich die vier neuen, von der Delegiertenversammlung gewählten Mitglieder und verdankte den drei zurücktretenden Mitgliedern, die einer alten Uebung gemäss noch einmal an die Sitzung nach den Neuwahlen eingeladen worden waren, ihre Mitarbeit.

Zudem hatte der alte Vorstand noch ein wichtiges Geschäft zu erledigen: die Revision der Wahlen der Delegiertenversammlung. Wie unseren Verbänden in einem besonderen Schreiben mitgeteilt worden ist, hat auf Wunsch der Stimmenzählerinnen eine Nachzählung stattgefunden, bei der sich herausstellte, dass leider ein Zählfehler gemacht worden war. Neu in den Vorstand gewählt sind, wie schon früher mitgeteilt wurde, Signora Molo-Rolandi, Bellinzona, Madame Krayenbuhl-Gubser, Lausanne, Madame Wakker-Bohnenblust, Genf, Frau Leuenberger-Köhli, Zürich, die Vertreterin der Sozialdemokratischen Frauengruppen, hat mehr Stimmen erreicht als die an der Delegiertenversammlung als gewählt bezeichnete Frl. Dr. Werenfels, und ist somit gewählt.

Sodann schritt der Vorstand zur Wahl eines neuen Arbeitsausschusses. Neben der Präsidentin, den beiden Vizepräsidentinnen und der Kassiererin gehören neu dazu Frau Leuenberger und Frau Plattner. Auf Ende des Jahres soll noch ein Wechsel zu Gunsten eines zweiten welschen Mitgliedes stattfinden.

Ferner wurden Studienausschüsse für Wahlverfahren und zum Studium der Arbeit in den Kommissionen bestimmt sowie eine Finanzkommission bestellt. Die Präsidentinnen der Kommission für Rechts- und Versicherungsfragen, der Radio- und der Wirtschaftskommission müssen wegen Demission ersetzt werden. Für die Wirtschaftskommission konnte Frau E. Carrard gewonnen werden, für die beiden anderen sind Interimslösungen vorgesehen.

Der Vorstand beschloss den Beitritt des BSF zum schweizerischen Verband für sittliches Volkswohl (hervorgegangen aus den nunmehr aufgelösten Komitees zur Bekämpfung der Prostitution und zur Bekämpfung des Frauen- und Mädchenhandels).

Vom Biographien-Band «Frauen der Tat 1951» liegen noch 1500 Exemplare vor, die der Verlag abstossen möchte. Der Vorstand beschloss, sie zu übernehmen, da der Inhalt dieses Buches nicht veraltet, und möchte unsere Vereine angelegentlichst darauf aufmerksam machen. Der schöne Band eignet sich sehr gut zu Geschenkzwecken und zur verbilligten Abgabe bei Anlass von Jungbürgerinnenfeiern usw.

pd.

Kleine Rundschau

Unesco-Mitteilungen

Von der Unesco sind zwei Arten von Stipendien für die Bildung von Spezialisten, die sich für die Arbeit an Projekten für die Grunderziehung eignen, vorbereitet worden und zwar: 1. Stipendien für die Vervollkommnung, für Kandidaten, die bereits im Besitze bestimmter Titel auf spezialisierten Gebieten sind; 2. Stipendien für kollektive Ausbildung. Im Rahmen dieser beiden Programme sind für 1953 14 Stipendien vorgesehen: 6 für das

Empfehlenswerte Ferien-, Kur- und Erholungsorte

HOTEL-RESTAURANT FALKEN THUN

Direkt an der Aare. Schöne Garten-Terrasse. Gediegene Restaurationsräume. Verschiedene Säle für Anlässe. Vegetarische Küche. Tel. (033) 2 61 21.

Familie R. Hunziker-Ritschard

KURHAUS Bad Wangs
ST. GALLER OBERLAND

hilft Ihnen mit frischen Alpenkräutern zur Gesundung. Über unsere einzigartigen Kräuterbädekuren gibt Ihnen Prosp. No. 7 Auskunft. Bes. M. Freuler, Tel. (085) 8.01.11

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

erste und 8 für das zweite Programm. Diese Stipendien werden auf dem Wege der Ausschreibung den von der Gesamtheit der nachstehenden Länder vorgeschlagener Kandidaten zugeteilt: Bundesrepublik Deutschlands, Oesterreich, Belgien, Dänemark, Frankreich, Italien, Norwegen, Niederlande, Grossbritannien, Schweden und Schweiz. Die Stipendiaten des Programms für kollektive Ausbildung werden sich für wenigstens 9 Monate nach Mysore in Indien begeben; Altersgrenze 21 bis 29 Jahre. Die Stipendien für die Vervollkommnung dauern wenigstens sechs Monate und der Ort der Studien wird von Fall zu Fall entschieden; die Kandidaten müssen das 29. Altersjahr überschritten haben.

Kinderheime des Berner Oberlandes

In Thun hat sich, mit Unterstützung der Kinderheimkommission der Frauenhilfe Berner Oberland, eine Arbeitsgemeinschaft von Oberländer Kinderheimleitern gebildet, der auch Heimleiter aus dem übrigen Kanton angehören. Die Arbeitsgemeinschaft, als deren Präsidentin Frau Dr. jur. Wirz, Thun, gewählt wurde, erstrebt die vermehrte Zusammenarbeit unter den Inhabern privater Kinderheime. Sie will ausserdem die Oeffentlichkeit über Bedeutung und Wert des gut geführten Kinderheimes orientieren und für die soziale Aufgabe, die der Heimleiter erfüllt, Verständnis wecken. Die Arbeitsgemeinschaft hofft, durch ihre Tätigkeit eine gedeihliche Entwicklung des privaten Kinderheimwesens zum Wohle der betreuten Kinder herbeizuführen.

Veranstaltungen

Luzern: Verein für Frauenbestrebungen. Samstag, 13. Juni 1953, Abfahrt punkt 13.30 Uhr, ab Kapellplatz (b. Kapellkirche) zu einer Fahrt nach entzückenden historischen Stätten der näheren Heimat unter der kundigen Leitung von Frl. Agnes von Segesser. Kosten der Fahrt pro Person, alles inbegriffen, Fr. 10.—. Anmeldung an Dr. M. Göpfert-Wey, Pfistergasse 31, Luzern. Telephon 2 12 03.

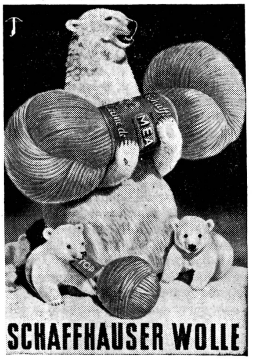
Radiosendungen

sr. Montag, 15. Juni, 14 Uhr: **«Notiers und probiers»:** «Backen ist eine Kunst. — Kann man Fruchtsäfte konservieren? — Eine neue Rundfrage. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 17. Juni, 14 Uhr: «Vorbeugende Erziehungsberatung». Vortrag von Dr. Annamarie Häberlin, städtische Erziehungsberaterin, Bern. — Freitag, 19. Juni, 14 Uhr: Margrit Gantenbein: «Frauen in Asien»: «Das neue Indien schafft eine neue Frau.» — Das Gedicht. — Hedwig Forrer-Stapfer: «Die schweizerische Frauenfachschule in Zürich». — Samstag, 20. Juni, 17.30 Uhr: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau»: «Ferienpläne».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Mieten Sie einen
VOLKS-GAS-KÜHLSCHRANK
zum Preise von 10.- Fr. pro Monat
Besuchen Sie unsere Kühlschrank-Ausstellung
BERATUNGSDIENST GASWERK ZÜRICH
Ausstellung: Werdmühleplatz 4 Tel. 23 26 03



Stiftung Lucerna . 27. Sommerkurs
Die Frau im Leben der Gesellschaft
Thema:
Referenten:
Dr. phil. Emil Egli, Professor an der Töchterschule Zürich;
Dr. phil. Fritz Ernst, Professor an der Eidg. Technischen Hochschule und an der Universität Zürich;
Antoinette Quinche, Docteur en droit et avocate, Lausanne;
Dr. phil. Jakob Robert Schmid, Direktor des Staatlichen Lehrerinnenseminars, Thun;
Marie Louise Schumacher, ehemalige Vorsteherin der Personalabteilung des Schweiz. Verbandes Volksdienst, Zürich;
Helene Stucki, Lehrerin der Pädagogik am Städtischen Lehrerinnenseminar Monbijou, Bern;
Diskussionsleitung: Dr. med. et phil. W. Nagel, Solothurn;
Kursaktuar: Dr. M. Simmen, Luzern;
Montag, den 20. bis und mit Freitag, den 24. Juli 1953
Grossratssaal, Luzern. (Kurs Fr. 20.—; Stud. Fr. 5.—)
Programme durch das Kursaktuariat, Rhynauerstrasse 8, Luzern. Tel. (041) 2 23 13.

Die Bernerin
Festgabe zum 70. Geburtstag von Rosa Neuenschwander
Geleitwort von Bundesrat Dr. Markus Feldmann, 64 Textseiten, 16 Bildtafeln, 1 Farbtafel, «Berner Heimatbücher», Band 52, kartoniert, Fr. 4.50
Aus dem Inhalt:
Die Berner Patrizierin
Die Berner Bäuerin
Von den bernischen Lehrgotten
Die bernische Frauenbewegung im Wandel der Jahrhunderte
Drei Bernerinnen als grosse Erzieherinnen: Amélie Moser-Moser, Bertha Trüssel, Emma Graf
Die Bernerin im Erwerbsleben
Die Bernerin in Dichtung und Kunst
Kleines Lexikon bedeutender Berner Frauen
Unter Mitarbeit von Dr. H. Wäber, Elisabeth Baumgartner, Helene Stucki, Dr. Nelli Jaussi, Dr. Katharina Schütz, Elisa Strub, Dr. Agnes Debrit-Vogel
! **Ein Bändchen, das sich keine Frau entgehen lassen wird!**
Erhältlich in Ihrer Buchhandlung!
VERLAG PAUL HAUPT BERN

GIGER KAFFEE
verlangen Sie bei Ihrem Spezierer
Mokka-Mischung „Giger"
- das 7. Paket gratis -
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. (031) 2 27 35

HACO QUALITÄT schont Ihr Portemonnaie

Für die Blusen!
– Wunderbar – diese weich-elastische volle Appretur mit Noredux!

Cristall Wasser
das gute Fleckenwasser
Marke geschützt
Drogerie Finsler im Meiershof
Gegr. 1855 Zürich 1 Tel. 24 47 50

WELTI-FURRER
Möbel-transporte
in der Stadt über Land ins Ausland und nach Übersee
Möbellager-häuser
23.76.15

ALU Haushaltfolie
hilft beim Picknick

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Der heimelige Teeraum Marktgasse 16
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH

Hotzli die beliebten Spezial-Eierteigwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Grosse Auswahl aparter
Stoffe
für **Vorhänge** und **Polstermöbel**
Eigenes Atelier
gute Bettwaren
G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Maruba SCHAUMBÄDER
im Dienste Ihrer Schönheit
Benützen Sie den wirksamen Maruba-Schönheitsschaum regelmässig für Ihre Körper- und Gesichtspflege. Er ist ein wahrer Jungbrunnen für die Haut. Zarte Parfüms (Lavande, Rose, Eau de Cologne, Fichten) geben das Gefühl wohltuender Frische (kein unangenehmer Seifengeruch). Da garantiert frei von Petrolderivaten, entkalkt Maruba das Badewasser in wirksamer Weise und ist deshalb für Kinder und Personen mit empfindlicher Haut sehr zu empfehlen.
MARUBA ist besser, weil hergestellt auf Basis edler pflanzlicher Oele und Fette, mit Zusatz naturreiner ätherischer Oele.
MARUBA hat sich seit Jahren im In- und Ausland millionenfaches Vertrauen erworben, weil Schweizer Qualitätsprodukt.
MARUBA ist vorteilhafter: 30—40 Rp. für ein Vollbad beim Kauf einer Vorratsflasche. Flacons zu Fr. — 70, 3.45, 6.30, 14.40, 24.75. In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur
Neu: Bain de Mousse **MARUBA DE LUXE**
Produits Maruba SA., Zürich

Wissenswertes über Speisefette
In Kochdemonstrationen wird heute ein Kochfett für neuzeitliche Ernährung aufdringlich empfohlen. Es handelt sich um eine Mischung von 98% Kokosnussfett, 1% Sonnenblumenöl und 1% Sojaöl. Dieser Zusatz dient dem Zweck, das Fett als Speisefett anempfehlen zu können. Die zugesetzten 2% Oel dürften kaum eine physiologische Wirkung haben. Reines Kokosnussfett ist jedoch beträchtlich billiger.
Unser PIC-FEIN-Speisefett ist ein Resultat jahrzehntelanger Erfahrung. Es ist rein vegetabilisch und enthält Lecithin. Der Markt dürfte kaum ein nahrhafteres Fett kennen, das tatsächlich selbst reiner, eingesottener Butter in dieser Beziehung ebenbürtig ist. Dazu bezahlen Sie keine Phantasiepreise. PIC-FEIN ist nicht künstlich gefärbt, es ist äusserst leicht verdaulich und deshalb das Speisefett für den sparsamen Haushalt.

Im Schweiz. Lehrerinnenheim in Bern ist die Stelle der
Vorsteherin
neu zu besetzen. Amtsantritt 1. September 1953 oder nach Vereinbarung. Bewerberinnen mit entsprechender Ausbildung wollen sich unter Angabe der bisherigen Tätigkeit und der Gehaltsansprüche bis 15. Juli melden unter Chiffre **Z 11199 Q an Publicitas Bern.**
Persönliche Vorstellung nur auf Einladung hin.

WER IM PRIVATGESCHÄFT KAUFT, ERHÄLT QUALITÄTSWARE BEI INDIVIDUELLER BEDIENUNG
Die im Schweizerischen Verband der Lebensmitteldetaillisten (VELEDES) zusammengeschlossenen Lebensmitteldetaillisten wünschen allen Teilnehmerinnen eine angenehme und erfolgreiche Tagung.

Zweifel Süssmost ist famos – zweifellos!
Mosterei Zweifel & Co. Zürich-Höngg, Tel. 56 77 70